

IMIS-BEITRÄGE

Heft 29/2006

Herausgegeben vom Vorstand
des Instituts für Migrationsforschung
und Interkulturelle Studien (IMIS)
der Universität Osnabrück

Wissenschaftlicher Beirat:
Leo Lucassen, Werner Schiffauer, Thomas Straubhaar,
Dietrich Thränhardt, Andreas Wimmer

Institut für Migrationsforschung
und Interkulturelle Studien (IMIS)
Universität Osnabrück
D – 49069 Osnabrück
Tel.: (+49) 0541/969-4384
Fax: (+49) 0541/969-4380
e-mail: imis@uni-osnabrueck.de
internet: <http://www.imis.uni-osnabrueck.de>

Gefördert durch die Robert Bosch Stiftung

Eingesandte Manuskripte prüfen vom Wissenschaftlichen Beirat
benannte Gutachter.

Dezember 2006
Druckvorbereitung und Satz: Jutta Tiemeyer (IMIS)
Umschlag: Birgit Götting
Herstellung: Grote Druck, Bad Iburg
ISSN 0949-4723

THEMENHEFT

Historische Integrationssituationen

Herausgegeben von
Jochen Oltmer

Vorwort

Die IMIS-Beiträge bieten mit Heft 29 das bislang vierte Themenheft zu Aspekten der Historischen Migrationsforschung, die seit Beginn der nunmehr fünfzehnjährigen Geschichte des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien einen stark ausgebauten IMIS-Schwerpunkt bildet. Das von Jochen Oltmer herausgegebene und eingeleitete Themenheft widmet sich mit der Untersuchung von historischen Integrations-situationen in Süd-, West- und Mitteleuropa einem Forschungsfeld, das in der Historischen Migrationsforschung seit den 1990er Jahren erheblich an Gewicht gewonnen hat.

Im Anschluss an die Beiträge von Leo Lucassen, Klaus Weber, Johannes Frackowiak und Roberto Sala zur Integration von Zuwanderern als historisches Phänomen und Problem erinnert Klaus J. Bade in einem Nachruf an Prof. Dr. Ernst Schubert. Der im März 2006 verstorbene Göttinger Landeshistoriker war am IMIS Mitglied des Wiss. Beirates der ›Studien zur Historischen Migrationsforschung‹, des europäischen Großprojekts der ›Enzyklopädie Migration in Europa vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart‹ sowie mehrfach Autor in den ›IMIS-Beiträgen‹.

Heft 29 der IMIS-Beiträge bildet insofern ein Novum, als beginnend mit diesem Heft die Robert Bosch Stiftung, Stuttgart, für drei Jahre die Finanzierung des Drucks der IMIS-Beiträge übernommen hat. Wir danken der Stiftung für diese großzügige Förderung der Arbeit des Instituts. Wir verstehen diese finanzielle Unterstützung zugleich als eine Anerkennung der Bedeutung der IMIS-Beiträge als Publikationsorgan international orientierter interdisziplinärer Migrationsforschung in Deutschland sowie als Ansporn und Verpflichtung, das Angebot dieser Zeitschrift, die weiterhin kostenlos rund 1.500 Adressen weltweit erreichen wird, bereitzuhalten und auszubauen. Jutta Tiemeyer von der IMIS-Redaktion danken wir für die bewährte Vorbereitung auch dieses Heftes zum Druck.

Der Vorstand: Klaus J. Bade
Michael Bommers
Jochen Oltmer

Inhalt

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| <i>Jochen Oltmer</i> Einführung: Perspektiven historischer Integrationsforschung..... | 7 |
| <i>Leo Lucassen</i> Is Transnationalism Compatible with Assimilation? Examples from Western Europe since 1850 | 15 |
| <i>Klaus Weber</i> ›Krauts‹ und ›true born Osnabrughs‹: Ländliche Leinenweberei, früher Welthandel und Kaufmannsmigration im atlantischen Raum vom 17. bis 19. Jahrhundert | 37 |
| <i>Johannes Frackowiak</i> Arbeitsmigranten und/oder Einwanderer? Polen in Mitteldeutschland 1880–1945 | 71 |
| <i>Roberto Sala</i> Die Nation in der Fremde. Zuwanderer in der Bundesrepublik Deutschland und nationale Herkunft aus Italien..... | 99 |
| <i>Klaus J. Bade</i> Nachruf Prof. Dr. Ernst Schubert (1941–2006) | 123 |
| Die Autoren..... | 127 |

Jochen Oltmer

Einführung: Perspektiven historischer Integrationsforschung

In der Historischen Migrationsforschung sind Fragen nach der Integration von Zuwanderern immer stärker in den Vordergrund gerückt. Integration ist in der historischen Wirklichkeit ein alltäglicher und zumeist unauffälliger und unspektakulärer Prozess, der schrittweise verläuft und in der Regel Generationen übergreift. Dabei verblassen in den verschiedenen sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Kontexten vorgebliche oder tatsächliche distinktive Merkmale zwischen Zuwanderern bzw. Zuwanderergruppen und einheimischer Bevölkerung immer weiter, mag es sich um Selbst- oder Fremdzuschreibungen (z.B. Ethnizität, Geschichte) oder um soziale oder wirtschaftliche Kriterien (z.B. Sprache, soziale Stratifikation, berufliche Positionen und Qualifikationen) handeln.¹

Die lange Dauer des Integrationsprozesses bedingt, dass er zugleich Teil eines mehr oder minder tiefgreifenden Wandels von Wirtschaft und Gesellschaft, Politik und Kultur im Zielraum ist. Statisch ist folglich weder die Zuwanderergruppe noch die Aufnahmegesellschaft. Integration verändert sowohl die Zuwanderergruppe als auch die Aufnahmegesellschaft, wenn auch in der Regel die Anpassungsleistungen der Zuwanderergruppe jene der Aufnahmegesellschaft wesentlich übersteigen.

Integration ist mithin ein hochgradig komplexer Prozess, der unter je spezifischen Voraussetzungen bei ganz verschiedenen, sich permanent wandelnden Rahmenbedingungen in den diversen gesellschaftlichen Funktionsbereichen unterschiedliche Formen findet mit je spezifischer Tragweite. In der historischen und aktuellen Lebenswirklichkeit ist Integration weder für die Zuwanderer noch für die Mehrheitsbevölkerung ›ein‹ Globalereignis ›der‹ Integration in ›die‹ Gesellschaft. Integration bedeutet vielmehr im All-

1 Zahlreiche Beispiele für Zuwanderergruppen in verschiedenen europäischen Regionen und unterschiedlichen historischen Kontexten: Klaus J. Bade/Pieter C. Emmer/Leo Lucassen/Jochen Oltmer (Hg.), Enzyklopädie Migration in Europa vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn/München [2007]; dort auch als einführender, überblickender Beitrag; Dirk Hoerder/Jan Lucassen/Leo Lucassen, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung.

tag das permanente Aushandeln von Teilnahmekanzen und Teilhabe in ökonomischen, politischen, erzieherischen, religiösen oder rechtlichen Funktionsbereichen.² Sie wird von Individuen, Gruppen oder Organisationen in der Zuwanderer- wie in der Mehrheitsbevölkerung in ihren je verschiedenen Stadien ganz unterschiedlich wahrgenommen und – auch medial – vermittelt.

Eine ganze Anzahl unterschiedliche Ansätze konkurrieren um die Deutung historischer und aktueller Integrationsprozesse. Zwei sehr intensiv diskutierte Konzepte nimmt der Beitrag von **Leo Lucassen** im vorliegenden Heft in den Blick. Ausgangspunkt ist die Frage, ob und inwieweit die Forschungskonzepte ›Transnationalismus‹³ und ›Assimilation‹⁴, die nicht selten als gegensätzlich dargestellt werden, zu übereinstimmenden bzw. sich ergänzenden Ergebnissen gekommen sind. Lucassen bietet zunächst einen Überblick über die Entwicklung der beiden Konzepte und die damit jeweils verbundenen Vorstellungen über Formen und Folgen von Integration bzw. Nicht-Integration von Zuwanderern in modernen Gesellschaften. Drei unterschiedliche Erscheinungsformen von Transnationalismus entnimmt Lucassen den Arbeiten, die sich diesem Ansatz verpflichtet fühlen: 1. bi-lokale Bindungen zwischen einem spezifischen Herkunfts- und einem spezifischen Zielort, 2. bi-nationale Bindungen zwischen einem Herkunfts- und einem Zielland, die in der Regel mit Hilfe von Migrantenorganisationen aufrechterhalten oder verstärkt werden, 3. pan-ethnische oder pan-religiöse Identitäten. Anhand unterschiedlicher Zuwanderergruppen in West- und Mitteleuropa seit dem 19. Jahrhundert, deren Integration Lucassen jüngst an anderer Stelle vergleichend untersucht hat⁵, verdeutlicht er exemplarisch diese Erschei-

-
- 2 Klaus J. Bade/Michael Bommers, Einleitung: Integrationspotentiale in modernen europäischen Wohlfahrtsstaaten – der Fall Deutschland, in: dies./Rainer Münz (Hg.), *Migrationsreport 2004. Fakten – Analysen – Perspektiven*, Frankfurt a.M./New York 2004, S. 10–42, hier S. 25f.
 - 3 Unter vielen anderen: Alejandro Portes/Luis E. Guarnizo/Patricia Landolt, *The Study of Transnationalism: Pitfalls and Promise of an Emergent Research Field*, in: *Ethnic and Racial Studies*, 22. 1999, S. 217–237; neuere kritische Auseinandersetzung: Roger Waldinger/David Fitzgerald, *Transnationalism in Question*, in: *American Journal of Sociology*, 109. 2004, S. 1177–1195.
 - 4 Leo Lucassen, *The Gulf Between Long Term and Short Term Approaches in Immigration Studies. A Reassessment of the Chicago School's Assimilation Concept*, in: *IMIS-Beiträge*, 1997, H. 5, S. 5–23; Richard Alba, *How Relevant is Assimilation*, in: ebd., 1996, H. 4, S. 41–71; Ewa Morawska, *In Defence of the Assimilation Model*, in: *Journal of American Ethnic History*, 13. 1994, S. 76–87.
 - 5 Leo Lucassen, *The Immigrant Threat: Old and New Migrants in Western Europe, 1850–2002*, Urbana/Chicago 2005; ders., *Old and New Migrants in the Twentieth Century: A European Perspective*, in: *Journal of American Ethnic History*, 21. 2002, S. 85–101; s. auch: ders./David Feldman/Jochen Oltmer (eds.), *Paths of Integration. Migrants in Western Europe (1880–2004)*, Amsterdam 2006.

nungsformen in der Entwicklung transnationaler Räume und belegt zugleich den hohen Grad an Kompatibilität mit den neueren Überlegungen zum Forschungskonzept Assimilation.

Ansiedlungsprozesse werden häufig durch Rück- oder Weiterwanderungen abgebrochen. Die dauerhafte Wohnsitznahme ist nur eine von mehreren möglichen Ergebnissen des Migrationsprozesses: Eine geplante dauerhafte Ansiedlung an einem Zielort kann durch Rück- oder Weiterwanderungen ebenso abgebrochen werden, wie sich Arbeitsaufenthalte in der Fremde, die von vornherein als zeitlich (z.B. saisonal) begrenzt vorgestellt worden waren, zur dauerhaften Ansiedlung entwickeln. Vor allem bei historischen Phänomenen der Elitenmigration sind Rück- und Weiterwanderungen besonders stark ausgeprägt. Dazu zählen auch Wanderungen von Kaufleuten, die **Klaus Weber** in seinem Beitrag für das vorliegende Heft thematisiert. Ausgangspunkt der Überlegungen Webers zur Migration und Integration von Kaufleuten im atlantischen Raum in der Frühen Neuzeit bis in das 19. Jahrhundert ist die massive Zunahme des weltwirtschaftlichen Verflechtungsgrades aufgrund der europäischen Expansion in die (zumindest für Europäer) neuen atlantischen und pazifischen Welten.⁶

Weber nimmt mit dem heimgewerblich auf dem Lande produzierten westfälischen Leinen ein Handelsgut in den Blick, das auf den atlantischen Märkten ausgesprochen erfolgreich konkurrieren konnte und einen wesentlichen Teil der Waren ausmachte, die im Atlantikhandel tätige Kaufleute aus dem deutschsprachigen Raum vertrieben. Tausende solcher Fernhändler siedelten sich auf Zeit oder auf Dauer seit dem 17. Jahrhundert in den west- und südeuropäischen Atlantikhäfen an – in Spanien und Frankreich, Großbritannien und Portugal sowie in den Niederlanden. Weber verdeutlicht in seinem Beitrag insbesondere die Bedeutung der zum einen in die Herkunftsräume und zum andern in je verschiedene Hafen- und Handelsstädte reichenden, auf Verwandtschaft und Bekanntschaft beruhenden Handelsnetze. Der Prozess der Integration der Kaufmannsfamilien in den Atlantikhäfen erwies sich dabei nicht nur als ein Element der bewussten Intensivierung ökonomischer Kontakte zu anderen Handelshäusern durch die Aufnahme und Vertiefung von verwandtschaftlichen Beziehungen, sondern war zugleich hochgradig abhängig von religiös-konfessionellen und politischen Orientierungen sowie von der Größe und Geschlossenheit der jeweiligen Herkunftsgemeinschaft im spezifischen lokalen Kontext.

Die Untersuchungen Webers bieten ein Beispiel für die ganz unterschiedliche Reichweite der Anpassung von Individuen und Gruppen in den verschiedenen gesellschaftlichen Funktionsbereichen zu einem gegebenen

6 Hierzu s. im Detail: Klaus Weber, *Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel 1680–1830. Unternehmen und Familien in Hamburg, Cádiz und Bordeaux*, München 2004.

Zeitpunkt im Prozess der Integration, wie sie sich auch für viele andere Zuwanderergruppen und historische Situationen ausmachen lässt: So können sich beispielsweise weitreichende Akzeptanz in der Aufnahmegesellschaft und beträchtliche ökonomische Teilnahmechanen in unterschiedlichen Wirtschafts- und Beschäftigungsbereichen zugleich mit dem Scheitern eines großen Teils der zweiten und selbst noch der dritten Einwanderergeneration in der schulischen und/oder beruflichen Ausbildung verbinden. Das lässt sich beispielsweise bei den Italienern in der Bundesrepublik Deutschland des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts beobachten. Oder es gehen relativ ausgeprägte politische Partizipationsmöglichkeiten einher mit beschränkten ökonomischen Teilnahmechanen, wie etwa im Falle der ›Ruhrpolen‹ im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Sie konnten zwar aufgrund ihrer preußischen Staatsangehörigkeit vor allem das kommunale Wahlrecht als ein Instrument politischer Integration nutzen. Ihnen blieben aber zugleich aufgrund spezifischer diskriminierender Maßnahmen Möglichkeiten des beruflichen Aufstiegs lange verwehrt.

Die ›Ruhrpolen‹ können als eines der am besten untersuchten Beispiele für den Verlauf der Integration fremdsprachiger Gruppen in Deutschland gelten. Sie waren in die westdeutsche Montanindustrie aus dem preußischen Osten zugewandert, verfügten also als Angehörige der größten nationalen Minderheit in Preußen-Deutschland über die preußische Staatsangehörigkeit. Zwar unterlagen sie keinen rechtlichen Migrationsbarrieren in Gestalt der Einschränkung ihrer Freizügigkeit im Innern, doch führte ihre Perzeption als ›Reichsfeinde‹ auch bei der Zuwanderung nach Westdeutschland zur Aufrichtung von informellen Integrationsbarrieren, die ein Ergebnis des nationalstaatlichen Homogenisierungsprojekts waren.⁷ Lange ist übersehen worden, dass Zuwanderer polnischer Sprache und Kultur nicht nur im rhei-

7 Hans-Ulrich Wehler, Die Polen im Ruhrgebiet bis 1918, in: ders. (Hg.), *Krisenherde des Kaiserreichs 1871–1918. Studien zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte*, 2. Aufl. Göttingen 1979, S. 220–237; Christoph Kleßmann, *Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870–1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft*, Göttingen 1978; Krystyna Murzynowska, *Die polnischen Erwerbsauswanderer im Ruhrgebiet während der Jahre 1880–1914*, Dortmund 1979; Richard C. Murphy, *Gastarbeiter im Deutschen Reich. Polen in Bottrop 1891–1933*, Wuppertal 1982; Valentina-Maria Stefanski, *Zum Prozeß der Emanzipation und Integration von Außenseitern: Polnische Arbeitsmigranten im Ruhrgebiet*, Dortmund 1984; Ralf Karl Oenning, »Du da mitti polnischen Farben...«. *Sozialisationserfahrungen von Polen im Ruhrgebiet 1918 bis 1939*, Münster/New York 1991; John L. Kulczycki, *The Foreign Worker and the German Labour Movement: Xenophobia and Solidarity in the Coal Fields of the Ruhr, 1871–1914*, Providence, RI 1994; ders., *The Polish Coal Miners Union and the German Labor Movement in the Ruhr, 1902–1934*, Oxford 1997; erster Überblick: Wilhelm Brepohl, *Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung. Beiträge zur deutschen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, Recklinghausen 1948.

nisch-westfälischen Industriegebiet starke Herkunftsgemeinschaften bildeten, sondern im Zuge der massiven innerdeutschen Ost-West-Wanderung im 19. und frühen 20. Jahrhundert⁸ eine hohe Präsenz auch in anderen Regionen mit ausgeprägter industrieller Wachstumsdynamik hatten: Das galt für die Hansestädte Bremen und Hamburg bzw. ihr Umland⁹, aber auch für den Großraum Berlin¹⁰ und für das traditionsreiche mitteldeutsche Industrie-
revier.

Der Aufsatz von **Johannes Frackowiak** im vorliegenden Heft der IMIS-Beiträge blickt auf das mitteldeutsche Bitterfeld, das seit den 1880er Jahren wegen des hohen Arbeitskräftebedarfs im Braunkohlebergbau massiv polnische Zuwanderer anzog. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert lag der Anteil der polnischsprachigen Bevölkerung in Bitterfeld und den umliegenden Gemeinden bei rund 10 Prozent, ein Wert, der für eine Region außerhalb der traditionellen polnischen Siedlungsgebiete als sehr hoch gelten kann.

Studien zu den ›Ruhrpolen‹, aber auch zu polnischen Zuwanderern in anderen Regionen Preußen-Deutschlands, beleuchten in der Regel die Phase der Zuwanderung im Westen und der schärfsten politischen Auseinandersetzungen um den Status der polnischen Minderheit. Sie enden folglich zu-
meist mit dem Ersten Weltkrieg und verweisen ausblickend auf den starken Rückgang der polnischen Herkunftsgemeinschaft durch Rückwanderung bzw. Weiterwanderung (nach Nordfrankreich, Belgien und die Niederlande) in den ersten Jahren der Weimarer Republik. Frackowiak nimmt demgegenüber explizit die generationenübergreifenden Integration der Gruppe in den Blick und fragt nach der Entwicklung von nationalen Identitäten von den 1880er Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Er verweist auf die Entwicklung hybrider Identitäten bis in die frühen 1930er Jahre und auf den immer weiter voranschreitenden Bedeutungsverlust der polnischen Identität. Das zeigte sich unter anderem in der schwindenden Position polnischer Or-

-
- 8 Klaus J. Bade, *Land oder Arbeit? Transnationale und interne Migration im deutschen Nordosten vor dem Ersten Weltkrieg*, Osnabrück 2005 (www.imis.uni-osnabrueck.de/BadeHabil.pdf); ders., *Massenwanderung und Arbeitsmarkt im deutschen Nordosten von 1880 bis zum Ersten Weltkrieg. Überseeische Auswanderung, interne Abwanderung und kontinentale Zuwanderung*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 20. 1980, S. 265–323.
- 9 Karl Marten Barfuß, *›Gastarbeiter‹ in Nordwestdeutschland 1884–1918* (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 52), Bremen 1986; Elke Hauschildt, *Polnische Arbeitsmigranten in Wilhelmsburg bei Hamburg während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik*, Dortmund 1986.
- 10 Oliver Steinert, *›Berlin – Polnischer Bahnhof!‹ Die Berliner Polen. Eine Untersuchung zum Verhältnis von nationaler Selbstbehauptung und sozialem Integrationsbedürfnis einer fremdsprachigen Minderheit in der Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs (1871–1918)*, Hamburg 2002.

ganisationen für die Herkunftsgemeinschaft und in dem politischen Engagement polnischer Zuwanderer in den etablierten Parteien der Weimarer Republik zeigte. Dennoch wuchs auch die dritte Generation der polnischen Einwanderer im Bitterfelder Revier in ein immer noch funktionsfähiges Netz von Minderheitenvereinen hinein, in dem der polnischen Sprache weiterhin eine hohe Bedeutung zukam. Die Zerschlagung der polnischen Vereine und Verbände nach der nationalsozialistischen Machtübernahme führte, wie Frackowiak hervorhebt, zu einer vermehrten Rückbesinnung auf die polnische Identität, die eine Voraussetzung war für die Abwanderung vieler Angehöriger der zweiten oder dritten Generation in die polnischen Herkunftsgebiete der Vorfahren nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Der Beitrag von Johannes Frackowiak über die Anatomie des Wandels nationaler Identitäten über tiefgreifende politische Zäsuren hinweg lässt das Potential der Untersuchung von Integration als generationenübergreifendes Projekt deutlich werden. Weitere zentrale Erkenntnisse könnte der Vergleich der Ergebnisse zum Fall Bitterfeld mit Herkunftsgemeinschaften polnischer Zuwanderer in anderen Teilen Deutschlands bieten. Als tragfähig und weiterführend erscheint dabei beispielsweise auch der bislang noch nicht unternommene Versuch, die Entwicklung der nationalen Identitäten in den polnischen Siedlungsgebieten im preußischen Osten vergleichend heranzuziehen, um Aufschluss darüber zu bekommen, welche Bedeutung die Migrations-situation und die Existenz als zugewanderte Minderheit für die Entwicklung in diesem Feld haben konnten. Nicht zuletzt böte sich hier auch der internationale Vergleich an, dessen Reichweite Brian McCook bereits für einige Aspekte der Entwicklung starker polnischer Herkunftsgemeinschaften verdeutlicht hat.¹¹

Der folgende Beitrag des Heftes schließt in vielerlei Hinsicht unmittelbar an die Überlegungen von Johannes Frackowiak an. **Roberto Sala** fragt nach Etablierung, Funktion und Entwicklung von nationaler Identität unter italienischen Zuwanderern in der Bundesrepublik Deutschland¹² und setzt

11 Brian McCook, Migration, Citizenship, and Polish Integration in the Ruhr Valley and Northeastern Pennsylvania, 1870–1924, in: Bulletin des Deutschen Historischen Instituts London, 38. 2006, S. 119–134.

12 Neuere Studien: Yvonne Rieker, Südländer, Ostagenten oder Westeuropäer? Die Politik der Bundesregierung und das Bild der italienischen Gastarbeiter, in: Archiv für Sozialgeschichte, 40. 2000, S. 231–259; dies., »Ein Stück Heimat findet man ja immer.« Die italienische Einwanderung in die Bundesrepublik, Essen 2003; Elia Morandi, Italiener in Hamburg. Migration, Arbeit und Alltagsleben vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, Frankfurt a.M. 2004; Anne von Oswald, Volkswagen, Wolfsburg und die italienischen »Gastarbeiter« 1962–1975. Die gegenseitige Verstärkung des Provisoriums, in: Archiv für Sozialgeschichte, 42. 2002, S. 55–79; Sonja Haug, Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland, Wiesbaden 2000; Claudia Martini, Italienische Migranten in Deutschland, Berlin 2001.

sich zugleich kritisch mit der Rede von *der* ›nationalen Herkunft‹ *einer* ›italienischen‹ Zuwanderung auseinander, wie sie in zahlreichen Publikationen konstruiert wird. Dabei werde, so führt Sala aus, die Tatsache der Herkunft von Migranten aus einem Raum, der seit dem späten 19. Jahrhundert den geographischen Ort des italienischen Nationalstaates bilde, zum Anlass für die unbelegte Vermutung genommen, es handele sich um eine als geschlossen zu verstehende Gruppe, die sich durch eine mehr oder minder einheitliche nationale Identität auszeichne und in der Fremde eine Nation bilde. Ergebnis seien Vorstellungen, die von der Entwicklung einer italienischen Herkunftsgemeinschaft in Deutschland seit dem späten 19. Jahrhundert, zum Teil aber auch bereits seit der Frühen Neuzeit ausgingen und dabei außer Acht ließen, dass aus dem geographischen Raum der italienischen Halbinsel viele nach Herkunftsraum, sozialer und ökonomischer Position, Migrationsmotivation und Selbstbildern sehr verschiedene Gruppen in unterschiedlichen historischen Situationen nach Deutschland gekommen seien, das ebenfalls keineswegs einen einheitlichen Zuwanderungsraum mit vergleichbaren Integrationssituationen gebildet habe.

Roberto Salo geht in seinem Beitrag darüber hinaus der Geschichte der Entwicklung einer nationalen Identität im Prozess der Integration italienischer Zuwanderer in der Bundesrepublik Deutschland seit dem Ende der 1950er Jahre nach. Er verweist dabei auf die Bedeutung der italienischen Vereine und Verbände, wobei er sowohl auf die Selbstorganisationen als auch auf die von Seiten italienischer Institutionen und Organe des italienischen Staates initiierten Einrichtungen sowie auf die Rolle der katholischen Kirche blickt. Nicht zuletzt, so Sala, war es der bundesdeutsche Staat, der zur Entwicklung einer nationalen Identität unter den Italienern in der Bundesrepublik beigetragen hat: Er nahm Einfluss, um zu Vereinheitlichungen im Geflecht der italienischen Organisationen in Deutschland bzw. zur Einrichtung von Spitzenverbänden zu kommen, weil er danach strebte, aus Gründen der Praktikabilität möglichst wenige institutionelle Ansprechpartner zu haben. Die Bundesrepublik verstand zugleich den italienischen Staat als zentrale Instanz, um auf die italienischen Herkunftsgemeinschaften in Deutschland einzuwirken, und sprach sie als vermeintlich einheitliche Gruppe auch über Bildungsprogramme oder spezielle Angebote in den Printmedien und im Bereich von Radio und Fernsehen an.

Diese auch für zahlreiche andere Gruppen zu beobachtenden Tendenzen einer ›Nationalisierung in der Fremde‹ bilden einen wichtigen Anknüpfungspunkt für die Beobachtungen Roberto Salas über die Probleme des wissenschaftlichen Blicks auf die Integration von Zuwanderergruppen. Die Gefahr, mit der Untersuchung von nationalen Gruppen in historischen Integrationssituationen nationale Konstrukte und kollektivistische Kategorisierungen zu reproduzieren, lässt sich nur mindern, indem, wie Sala zu Recht

betont, die Variabilität und Prozesshaftigkeit der Entwicklung nationaler Identitäten herausgestellt werden. Zweifellos bieten die Beobachtungen Salas ein bedenkenswertes Beispiel für die von Leo Lucassen im ersten Beitrag des Heftes aufgezeigten Perspektiven einer Verbindung der Forschungskonzepte von ›Assimilation‹ und ›Transnationalismus‹.

Leo Lucassen

Is Transnationalism Compatible with Assimilation? Examples from Western Europe since 1850

In the current public debate in Western Europe, many people consider the phenomenon of transnationalism the opposite of assimilation (or integration), both inside and outside the scholarly world. The underlying reasons for juxtaposing these concepts, however, vary considerably. Looking at the extremes one can distinguish two different positions. On the one hand we find politicians and commentators who see the recent immigrants as a social and cultural threat to the civilisation of the West, but also scholars who maintain that immigrants who foster transnational ties – both with the country of origin and with transnational ideological movements like Islam – are disloyal to the national community of the country of settlement. They are assumed to oppose assimilation and to live in a ›parallel society‹, a term often used in the German context.¹ An influential critic who fits in this tradition is Samuel P. Huntington², who in a recent book warned against the undermining influence of immigration and transnationalism on the cohesion of the American society.

At the other end of the continuum the relation between transnationalism and assimilation is constructed very differently. Especially migration scholars influenced by the diaspora concept argue that the character of the settlement process has changed fundamentally in the second half of the twentieth century. Due to changes in the composition of immigrant streams to the Western world, in technology and communication systems, intense global

1 Bassam Tibi, *Islamische Zuwanderung. Die gescheiterte Integration*, Stuttgart 2002; for criticism on this assumption see Leo Lucassen, *Assimilation in Westeuropa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts: historische und historiographische Erfahrungen*, in: Klaus J. Bade/Michael Bommes/Rainer Münz (eds.), *Migrationsreport 2004. Fakten – Analysen – Perspektiven*, Frankfurt a.M./New York 2004, pp. 43–66 and idem, *The Immigrant Threat: Old and New Migrants in Western Europe, 1850–2002*, Urbana/Chicago 2005.

2 Samuel P. Huntington, *Who are We? The Cultural Core of American National Identity*, New York 2004.

restructuring, and in the structure of receiving societies, assimilation is dismissed as an outdated theoretical concept for understanding the present. They argue that many new migrants remain much longer in transnational worlds, which eradicate the difference between here and there. Immigrants do acculturate of course, for example by learning the language of the receiving country and taking part in the educational system and the labour market, but through sustained regular cross-border activities they create their own (imagined) communities, which compete with that of the society where they settled.³

Notwithstanding the fundamental differences between these two views, they have in common that immigrants are seen as more or less coherent groups with a strong sense of ethnic solidarity. This viewpoint which sees settlement processes of migrants in the past as largely irrelevant for understanding the present, is reflected in the use of the two key terms, assimilation and transnationalism. The relevance of assimilation as a descriptive and analytical concept for the present is rejected by the transnationalists and stressed by the doom mongers like Huntington, but there is no great disagreement about the content of the term. The same is true for the term transnationalism. Scholars who emphasise the newness of this phenomenon may downplay the threatening aspects of this process, as Waldinger and Fitzgerald have argued recently⁴, and even consider it as a healthy antidote to the dominance of the nation state⁵, by doing so the concept is still defined in national terms.

In this article I first want to take a critical look at the use of the two concepts and argue that both parties identified above are hindered by a normative stance, one opposing multiculturalism, of which transnationalism is seen as an important characteristic, and the other defending it. In both cases this political agenda weakens their analytical tools and produces one-sided and therefore unsatisfactory interpretations. Moreover, the discussion on the relation between assimilation and transnationalism is greatly clouded by the

3 Alejandro Portes/Luis E. Guarnizo/Patricia Landolt, *The Study of Transnationalism: Pitfalls and Promise of an Emergent Research Field*, in: *Ethnic and Racial Studies*, 22. 1999, pp. 217–237; see also Steven Vertovec/Robin Cohen (eds.), *Migration, Diasporas, and Transnationalism*, Cheltenham 1999 and Peggy Levitt, *The Transnational Villagers*, Berkeley/Los Angeles 2001.

4 Roger Waldinger/David Fitzgerald, *Transnationalism in Question*, in: *American Journal of Sociology*, 109. 2004, pp. 1177–1195. See also the critical reply by Schiller and Levitt: Nina Glick Schiller/Peggy Levitt, *Haven't We Heard This Somewhere Before? A Substantial View of Transnational Migration Studies by Way of a Reply to Waldinger and Fitzgerald*, CMD Working Paper #06-01, Princeton, January 2006.

5 Alasdair Rogers/Robin Cohen/Steven Vertovec, *Editorial Statement*, in: *Global Networks. A Journal of Transnational Affairs*, 1. 2001, pp. 3–6.

diverging definitions used. After disentangling the various meanings of the two terms, I will then test the assumption that transnationalism is a new phenomenon, or at least that transnational connections differ in fundamental ways from those maintained by migrants in the past, as suggested by Nancy Foner in her book ›From Ellis Island to JFK‹.⁶ I will do this by looking at long-term trends and developments in Western Europe’s migration history, which constitutes a highly interesting, although underestimated, laboratory for understanding the present.

Babylonic Confusion

Assimilation

One of the problems one runs into as a student of migration and settlement is the Babylonic confusion with regard to the key terms. Assimilation is a good example. Developed by the Chicago School of Sociology in the first decades of the twentieth century to describe the settlement process of European migrants (especially Jews and Italians) in American cities, it came under attack from the 1960s onwards because of its (alleged) nationalist and ethnocentric connotations. Moreover, as I have argued above, many scholars believe that both migrants and the receiving society have changed so dramatically in the past decades that the concept is useless anyway. Recently, however, the term has made a comeback⁷, especially in the United States, but has failed to (re)conquer Europe, where the term integration is favoured. The greatest confusion is caused by the conflation of assimilation (or integration for that matter) as a *programme* and as a *process*, a distinction already made by one of the followers of the Chicago School, Milton Gordon.⁸ Whereas in the public political debate the first meaning is normally invoked, scholars studying the settlement process of immigrants normally use the latter. Whether assimilation and transnationalism are opposites depends very much upon which

6 Nancy Foner, *From Ellis Island to JFK*. New York’s two Great Waves of Immigration, New Haven 2000, p. 184. It should be added that she also warns against exaggerating the novelty.

7 Ewa Morawska, *In Defence of the Assimilation Model*, in: *Journal of American Ethnic History*, 13. 1994, pp. 76–87; Rogers Brubaker, *The Return of Assimilation? Changing Perspectives on Immigration and its Sequels in France, Germany, and the United States*, in: *Ethnic and Racial Studies*, 24. 2001, pp. 531–548; Richard D. Alba/Victor Nee, *Remaking the American Mainstream: Assimilation and Contemporary Immigration*, Cambridge 2003; Leo Lucassen, *The Immigrant Threat: The Integration of Old and New Migrants in Western Europe since 1850*, Urbana, IL 2005.

8 Milton Gordon, *Assimilation in American Life: The Role of Race, Religion, and National Origins*, New York 1964.

definition of assimilation one chooses. If one considers assimilation as a programme which, as by the Americanisation movement after the First World War⁹, is aimed to force people to shift their national and cultural loyalty as soon as possible from the sending to the receiving country, and give up their ›old world traits‹, it is understandable that transnationalism is considered as a threat to assimilation. When one defines assimilation as a process, however, transnational practices seem to be quite compatible. Especially when a modern and less normative definition of assimilation is used, such as proposed by scholars like Ewa Morawska and Richard Alba. In a recent book Alba, together with Victor Nee, defines assimilation as the long-term process whereby immigrants and their offspring on the one hand and natives on the other become more similar, and they outright reject the ethnocentric and one-directional notions of the old definition of assimilation.¹⁰ Instead, Alba and Nee stress that receiving societies change, too, under influence of immigration, depending on power relations and the size and character of the group concerned. Nor do they see it as an inevitable outcome of immigration. Whether assimilation is the result of a long-term settlement process, depends on the (social, economic, cultural and political) structure of the receiving society and – although less so – on the characteristics of the immigrants themselves. Furthermore, like Gordon, Alba and Nee distinguish between various different domains (education, labour market, identification) in which assimilation takes place, and often not in the same intensity and the same pace. Finally Alba and Nee argue that the process does not necessarily evolve in a straight line, but – depending on changes in the structure of the receiving (or sending) society and in the migration process – can also slow down or reverse. Take for example the influence of the terrorist attack on the WTC buildings in 2001 and the backlash against Muslim migrants both in the U.S. and in Europe, which has changed the identification of many Muslim migrants and their descendants. Or somewhat more remote in time, the consequences of the Nazi terror against Jews, many of whom in the 1930s were largely assimilated, but through the blatant antisemitism forced to redefine themselves primarily in ethno-religious terms.

Defined in this way assimilation and transnationalism are fully compatible, because many studies show that keeping in contact with the home country is a normal phenomenon for most migrants, especially the first gen-

9 Although in practice the Americanisation movement was much less one-sided and coercive: Dorothee Schneider, *American Immigrants Look at Their Americanisation*, in: Leo Lucassen/David Feldman/Jochen Oltmer (eds.), *Paths of Integration. Migrants in Western Europe (1880–2004)*, Amsterdam 2006, pp. 262–281.

10 Alba/Nee, *Remaking the American Mainstream*, pp. 64–66. See also Lucassen, *The Immigrant Threat*, pp. 4–8.

eration, while in most cases after some time the interest wanes and loyalties and orientations gradually shift to the receiving society.¹¹ Moreover, certain types of transnationalism, like political ties, are often restricted to a minority and are socially bounded across national borders.¹²

Transnationalism

So far we have not yet defined transnationalism and assumed that it has a circumscribed meaning which is shared by most people. This, however, is far from true. As Portes and others have justly pointed out in a state of the art introduction published now some seven years ago¹³, transnational migration studies form a highly fragmented field, which »lacks both a well-defined theoretical framework and analytical rigour«. Even when we follow their definition of transnationalism as »occupations and activities that require regular and sustained social contacts over time across national borders for their implementation«¹⁴ one can differentiate several dimensions (political, economic and socio-cultural) and choose various units of analysis (migrants, states, organisations). Portes et al. propose a useful typology, but still allow for many different levels and dimensions of transnationalism. Thus, the definition of the concept remains rather broad. In a recent critical overview Waldinger and Fitzgerald have called for a much more precise definition.¹⁵ One of the distinctions they make is between transnationalism and what Portes et al. call bi-national links. According to Waldinger and Fitzgerald transnationalism transcends both the sending and the receiving state, creating a new social field in which loyalties dominate which go beyond the national. Well-known examples are multinational companies, the Catholic Church, but also diasporic groups, which are tied together by ethnic and/or religious ties, like Gypsies¹⁶, religious Jews, Pentecostal Ghanese, Sikhs or

11 Ewa Morawska, *Immigrants, Transnationalism, and Ethnicization: A Comparison of this Great Wave and the Last*, in: Gary Gerstle/John Mollenkopf (eds.), *E Pluribus Unum? Contemporary and Historical Perspectives on Immigrant Political Incorporation*, New York 2001, pp. 175–212.

12 Luis E. Guarnizo/Alejandro Portes/William J. Haller, *Assimilation and Transnationalism: Determinants of Transnational Political Action among Contemporary Migrants*, in: *American Journal of Sociology*, 108. 2003, pp. 1211–1248.

13 Portes/Guarnizo/Landolt, *The Study of Transnationalism*.

14 *Ibid.*, p. 219.

15 Waldinger/Fitzgerald, *Transnationalism in Question*.

16 Although when we take a critical look at these examples the rhetoric about pan-ethnic feelings is more important than the actual consciousness of the people involved. See for a critical evaluation of the Gypsy case: Wim Willems/Leo Lucassen, *Gypsies in the Diaspora? The Pitfalls of a Biblical Concept*, in: *Social History/Histoire Social*, 34. 2001, pp. 251–269.

British Muslim South Asians.¹⁷ Here solidarity and group consciousness transcend the limits of sending and receiving nation states and constitute an imagined community which links various places in the world where people who consider themselves as members of such a diaspora have settled.

Most examples within migration studies, however, have nothing to do with this ›transcendental‹ meaning of transnationalism.¹⁸ But even if we allow for a less rigorous definition and take the conventional meaning in the migration field as point of departure, networks linking people in sending and receiving nation states who thus create new transnational spaces, Waldinger and Fitzgerald are right in arguing that most of these examples do not refer to nation states but to localities.¹⁹ A good example of this ›bi-localism‹ are home town associations established by migrants at destination, that can be witnessed both in the case of internal and international migrants and have little or nothing to do with national categorisations.

Finally, there are situations in which migrants (and their organisations) are oriented towards the nation state they left for political reasons, transferring and continuing political relations abroad. These migrants and their organisations are either supported and influenced by institutions at home²⁰, or – in the case of refugees – devote their energy to fight the (political and/or religious) regime in the country of origin. In both cases we can speak of ›exile patriotism‹. Studies into this phenomenon often do not take individual migrants and their personal networks as unit of analysis, as in the case of ›bi-localism‹, but rather focus on migrant organisations and (state) institutions. As the links that are thus established do not transcend the nation state but remain within and between states, the term bi-national is more appropriate than transnational.

To sum up, in the manifold studies on transnationalism, at least three very different concepts are used: 1) pan-ethnic or pan-religious identities; 2) bi-local ties between specific sending and receiving places and 3) bi-national ties between sending and receiving states, often through migrant organisations at destination. The qualification of the relation between assimilation and transnationalism therefore depends on the definition chosen. When one uses the programmatic definition of assimilation, which was much more

17 For a good overview see Robin Cohen, *Global Diasporas. An Introduction*, Seattle 2003 and more specific Nina Werbner, *The Place which is Diaspora: Citizenship, Religion and Gender in the Making of Chaordic Transnationalism*, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 28. 2002, pp. 119–133.

18 Morawska, *Immigrants, Transnationalism, and Ethnicization*, pp. 175f.

19 As the seminal study by Levitt, *The Transnational Villagers*.

20 Jochen Oltmer, ›To Live as Germans Among Germans‹. *Immigration and Integration of ›Ethnic Germans‹ in the German Empire and the Weimar Republic*, in: Lucassen/Feldman/Oltmer (eds.), *Paths of Integration*, pp. 98–115.

normative than the one the sociologists of the Chicago School propagated²¹, no form of transnationalism was deemed to be compatible. Migrants had to shake off their ›old world traits‹ and immerse themselves in the (national) culture of the country of settlement. Transnational links of whatever nature were therefore problematised and disapproved of.

The processual definition of assimilation, however, especially the updated version of scholars like Alba and Nee, does not consider transnationalism as a force which leads to fundamentally different paths of integration, at least not in the long run. Both in the present and in the past migrants have fostered bi-local connections for some time. For migrants with bi-local attachments this type of transnationalism is normally restricted to the first generation. Their children grow up at destination and are often less interested in the village or region where their parents came from. Many of them do not speak the language properly and feel strangers when ›back home‹. But also most first-generation migrants are unable to establish regular and intense ties, having dual lives and homes in two countries, let alone making a living through regular border contacts. Migrants who fit this description often come from nearby countries and receive a lot of attention from researchers in the transnational field, like the American sociologist Alejandro Portes. Nevertheless they also have not proven that even when the contacts are regular and intense these last longer than one generation. Nor is it so, as Ewa Morawska has recently reminded us²², that transnationalism prevents assimilation. One can therefore conclude that assimilation new style and bi-local transnationalism are fully compatible.

The same is true for the bi-national type of transnationalism described above. Both then and now states and other institutions from the home country have tried to keep the nationalist spirit alive, through consular interference and the support of immigrant associations.²³ Although this involvement – mostly through migrant associations – initially slows down the identification with the country of settlement, these associations at destination get a dynamic of their own the longer the migrants remain abroad. Moreover, once the second generation takes over the orientation shifts to the society where the descendants of the original migrants were born. A good example is the

21 Leo Lucassen, *The Gulf Between Long Term and Short Term Approaches in Immigration Studies. A Reassessment of the Chicago School's Assimilation Concept*, in: *IMIS-Beiträge*, 5. 1997, pp. 5–23.

22 Ewa Morawska, *Immigrant Transnationalism and Assimilation: A Variety of Combinations and the Analytic Strategy it Suggests*, in: Christian Joppke/Ewa Morawska (eds.), *Toward Assimilation and Citizenship: Immigrants in Liberal Nation-States*, Houndmills 2003, pp. 133–176.

23 See for the role of the Italian state around 1900 for example: Donna R. Gabaccia, *Italy's Many Diasporas*, London 2000, p. 139.

Turkish Milli Görüş movement in Germany and the Netherlands. This started out in the 1980s as a conservative fundamentalist Islamic movement, which was very much opposed to integration, but in the course of the 1990s its orientation is slowly changing to the countries of settlement, choosing a more integrative course.²⁴ This is also stimulated by the new policy of the present Turkish government, although opportunistic motives (becoming acceptable for EU membership) certainly play a role as well.

Only the pan-ethnic or pan-religious expression of transnationalism may be incompatible with the updated assimilation concept, although also here we should be careful not to let ourselves be blinded by the fashionable diaspora discourse. Apart from a small minority of orthodox diehards, be they of Islamic, Jewish or Roma background, most migrants and their descendants who support pan-ethnic movements still assimilate in many domains and are able to make such an identity compatible with the overall process of assimilation. This was recently aptly expressed by Stephen Howe for the British case: »Members of minority groups in Britain, as elsewhere in Europe, identify themselves in various ways: sometimes by their or their families' country of origin, sometimes by colour, often (and perhaps increasingly, especially young Muslims) by religion. But survey evidence shows that for the vast majority, such identifications are not necessarily left to be in conflict or competition with a sense of Britishness.«²⁵

If we apply this assessment to the European case in the last fifty years, we can see that the most radical break with the nation of origin is to be found among children of Algerian migrants who demand to be treated as French citizens. Contacts with kin in the country of origin become more and more artificial as the second generation is increasingly regarded as alien by those who stayed behind.²⁶ Children of former Turkish guest workers in Germany are labelled as *Almancik* (= Germans), which is partly true, because the second generation loses the cultural and linguistic affinity needed to establish or maintain a meaningful contact. A vague pan-ethnic feeling is easier to keep up, but at the same time more superficial and symbolic; similar to what

24 Werner Schiffauer, Die Islamische Gemeinschaft Milli Görüş: ein Lehrstück zum verwickelten Zusammenhang von Migration, Religion und sozialer Integration, in: Bade/Bommes/Münz (eds.), Migrationsreport 2004, pp. 67–96.

25 Stephen Howe, Britishness and Multiculturalism, in: René Cuperus/Karl A. Duffek/Johannes Kandel (eds.), The Challenge of Diversity. European Social Democracy Facing Migration, Integration, and Multiculturalism, Innsbruck 2003, pp. 31–46; see also Tariq Modood/Sharon Beishon/Satnam Virdee, Changing Ethnic Identities, London 1994.

26 Michèle Tribalat, Faire France. Une enquête sur les immigrés et leurs enfants, Paris 1995, pp. 203–207.

Hubert Gans coined as ›symbolic ethnicity‹.²⁷ Among the second generation of some groups there exists a kind of diasporic identity, but it is highly doubtful that this will last, let alone outstrip the day-to-day integration in the society where the offspring of the new migrants live and work. In sum this results in the following scheme.

Table: Relation between Transnationalism and Assimilation

| | Assimilation as a programme | Assimilation as a process |
|----------------|-----------------------------|---------------------------|
| Bi-local TN | NC | C |
| Bi-national TN | NC | C |
| Pan-ethnic TN | NC | NC/C |

C: compatible; NC: not compatible; TN= transnationalism.

Immigrant Assimilation Now and Then: Examples from Western Europe since the Nineteenth Century

To test the validity and range of the scheme above, I propose first to look for some critical cases in the history of Western Europe since the beginning of the nineteenth century, the era in which the national state asserted itself. This will give us the necessary historical background for the second question posed in this paper, that is whether the new dimension of transnationalism is indeed changing the settlement process and making the term assimilation obsolete, as has been argued in the American debate on this issue.²⁸ Let us start with the bi-local variant of transnationalism.

Bi-local Ties

Just like their colleagues from the social science, historians working in the field of migration have unearthed numerous examples of bi-local connections tying migrants at destination to those who remained at home. When we restrict ourselves to those who at least had the intention to settle, and therefore

27 Hubert Gans, *Symbolic Ethnicity and Symbolic Religiosity: Towards a Comparison of Ethnic and Religious Acculturation*, in: *Ethnic and Racial Studies*, 17, 1994, pp. 577–592.

28 This debate is well summarised in Foner, *From Ellis Island to JFK*; Gerstle/Mollenkopf (eds.), *E Pluribus Unum?*; Leo Lucassen, *Old and New Migrants in the Twentieth Century: A European Perspective*, in: *Journal of American Ethnic History*, 21, 2002, pp. 85–101. See also Nancy Foner, *Then and Now or Then to Now: Immigration to New York in Contemporary and Historical Perspective*, in: *Journal of American Ethnic History*, 2./3, 2006, pp. 33–47.

leave out the manifold systems of seasonal migration²⁹, the most well-known cases are that of immigrant entrepreneurs. Long before sociologists like Alejandro Portes put the »ethnic enclave economy«³⁰ on the research agenda, historians have looked for similar examples in the past. Especially studies on the Early Modern period have shown that migrants from specific regions, often mountains, did specialise in certain occupations, which they successfully turned into a niche. These entrepreneurs recruited their labour from these same areas and kept regular contacts to their home villages. Most of these migrants, overwhelmingly men, worked in the trade and services sector.³¹ Many of them, like German peddlers from Westphalia, the tinkers from the Auvergne, straw hat makers from the Jeker valley in North-East Belgium, or Italian-speaking chimney sweeps from the Swiss Ticino area, travelled great distances and often worked in companies, consisting of ›masters‹ and apprentices. In this company form, especially risks and profits were shared and sometimes rigid group norms were imposed. Normally these migrants would return home at fixed dates, like Christmas, and their ultimate aim was to settle once enough capital was gathered and lead a more sedentary life with their wife and family that stayed behind. Profits were therefore normally invested in the region of origin, and in a number of cases impressive houses are its silent witnesses. In this sense the pattern resembles very much that of seasonal workers who combined itinerant work with their own peasant farms. In the course of the nineteenth century, however, a number of these migrant peddlers and craftsmen increasingly settled at destination, by setting up shops and giving up their itinerant life. Peddlers from Westphalia turned into shopkeepers in the North and West of the Netherlands³², straw hat makers from Belgium did the same in Paris, Brussels and most Dutch towns, Ticinese and Piemontese chimney sweeps bought houses in many parts of Europe and worked from there.³³ Many of them still remained in close contact with the sending region and their wives and families would

29 Jan Lucassen, *Migrant Labour in Europe. The Drift to the North Sea*, London 1987.

30 Alejandro Portes, *Modes of Structural Incorporation and Present Theories of Labor Immigration*, in: Mary M. Kritz/Charles B. Keely/Silvano M. Tomasi (eds.), *Global Trends in Migration: Theory and Research on International Population Movements*, New York 1981, pp. 279–297; Nancy L. Green, *Repen- ser les migrations*, Paris 2002, p. 100.

31 Lucassen, *Migrant Labour in Europe*, pp. 84–88.

32 Marlou Schrover, *Immigrant Business and Niche Formation in Historical Perspective: The Netherlands in the Nineteenth Century*, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 22. 2001, pp. 295–312.

33 Margaret Chotkowski, *Vijftien ladders en een dambord. Contacten van Italiaanse migranten in Nederland, 1860–1940*, Amsterdam 2006.

remain there. Others married local women at destination and clearly oriented themselves more at the society at destination. Assimilation therefore depended upon the choices made by these migrants and these examples show that bi-local contacts could prevent or at least slow down assimilation considerably. In the long run bi-local life was given up and the migrants either returned home, moved somewhere else or settled for good. In most cases this took one to two generations.

Notwithstanding the attention these entrepreneurs receive(d) from migration scholars the number of people involved is almost per definition small, and the link between origin and destination very much determined by the specific entrepreneurial activities. How then, one wonders, did bi-local ties work out for larger groups of ›normal‹ migrants? Overviewing the history of immigrants in Western European countries³⁴, one can say that bi-local ties often played a role through the well-known process of chain migration, but that these were mostly restricted to the first generation. Just like present-day children of Algerians, Moroccans and Turks in Western European countries, the descendants of Italians, Spaniards, Dutch and Belgians who emigrated to neighbouring countries lost contact with the ancestral region of origin and assimilated.

Bi-national Ties

Under specific circumstances the predominantly social bi-local ties can develop into a more political form, related to the two nation states involved in the process of migration. Collective action by migrants, often through their own associations, is then primarily concerned with national issues and loyalties, which thereby transcend local or regional ties. Two types can be distinguished.

First of all there are migrants who for various reasons feel attached to their country of origin and define themselves primarily in national terms. They engage in activities, mostly through migrants' associations, in which the national identity of the sending country serves as a focal point. These associations display all kind of activities, social, cultural and political, which are aimed at preserving the national identity of the migrants outside the territory of the state of origin. Often the sending state stimulates or even initiates these projects through financial, logistic and organisational support of migrant associations, by representatives (consulate, embassy) abroad. This phenomenon is not new and can be traced back to the nineteenth century, and in some cases even further back, as the involvement of Scandinavian and Ger-

34 Klaus J. Bade, *Migration in European History*, Oxford 2003; Leslie Page Moch, *Moving Europeans: Migration in Western Europe since 1650*, 2nd ed. Bloomington 2003.

man Lutheran princes with the position of their subjects in the Dutch Republic testify.³⁵ Not long after the coming about of the German state in 1870 a policy was developed and put in practice to further what was named the ›Deutschtum im Ausland‹ (Germanness abroad), with the explicit aim to keep the German national spirit alive and even prevent emigrants from assimilating.³⁶ In the same period similar policies were developed by Italy, which went through a similar process of state formation and nation building³⁷, and after World War I by the Polish state. The impact on the migrants, however, was limited. Many did not feel represented by nationalist organisations, among other things because they did not support the (right-wing) political stance of the regime. In the case of Germany socialists did not join nationalist migrant associations, whereas the Catholics, because of the anti-catholic ›Kulturkampf‹ of Bismarck, often joined local catholic organisations. Others married women in the country of settlement and felt little inclination to support anti-assimilatory movements. In sum, the influence of these nationalist associations was too small and the migrant population too divided to yield any success. Finally the lack of an anti-German (until 1914), or anti-Italian (until the 1930s) atmosphere in the countries of destination fostered assimilation and explains the absence of defensive self-image.

The second type of bi-national tie is that of political exiles who try to change the regime in the country of origin by political action in the country of destination. These forms of migration are the direct consequence of the nation state regime and historians have documented many examples, especially from the twentieth century, ranging from the Catholic refugees from Germany during the ›Kulturkampf‹ in the 1870s to refugees from dictatorial regimes. This has been studied pertaining to refugees from Fascist Italy, Nazi Germany, Franco's Spain, the communist East Bloc after World War II³⁸, right-wing regimes in Latin America to Turkish Kurds in the latter decades of the twentieth century. Normally these movements are quite elitist and concern small groups. They either return after a regime change or their backward looking oppositional stance becomes highly symbolic, dying out as the migrants grow old.

Closely related to this oppositional exile type are migrants with a nationalist agenda from areas that have been occupied or incorporated by other states. Well-known cases in Europe are Poland, which disappeared

35 Erika Kuijpers, Een zeventiende-eeuwse migrantenkerk. De lutheranen in Amsterdam, in: Leo Lucassen, *Amsterdammer worden. Migranten, hun organisaties en inburgering, 1600–2000*, Amsterdam 2004, pp. 39–60, here p. 40.

36 Otto Dann, *Nation und Nationalismus in Deutschland 1770–1990*, München 1996.

37 Gabaccia, *Italy's Many Diasporas*, pp. 138–140.

38 Idesbald Goddeeris, *De Poolse migratie in België 1945–1950. Politieke mobilisatie en sociale differentiatie*, Amsterdam 2005.

from the map in 1795 only to reappear in 1918, and Ireland, which – after Home Rule was established in 1805 – became independent in December 1921. An early example are the Polish nationalists who fled the Polish part of Russia after the failed uprising in 1830 and formed an exile community in Paris³⁹, and Italian nationalists seeking ›risorgimento‹, especially after 1848.⁴⁰ In these cases, again, the numbers were small. This changed when people from ›incorporated states‹ became part of larger (labour) migration streams. Nationalist feelings among them were especially strong and salient when they settled in the country of the ›occupier‹, as was the case with the hundreds of thousands of Irish migrants who went to England between 1830 and 1860 and the equally numerous ›Poles‹ from East Prussia, Posen and Silesia who migrated to the Ruhr area after 1870.⁴¹ In both cases the virulent nationalism, which was expressed by numerous cultural and political associations, was repressed and slowed down assimilation.

Let us look more in depth at the Polish and Irish cases. Catholic Ireland was a conflict-ridden society and people were divided along many lines, of which religion, kin (groups) and class (labourers versus landholders) were the most important.⁴² The settlement in Britain, however, created a pan-Irish national identity and a sort of ›retribalisation‹ came about.⁴³ This new self-perception was stimulated by the anti-Irish atmosphere in England. The Irish in Britain, who as both migrants and Catholics formed a double minority, soon expressed themselves in these ethno-religious terms. The most visible collective utterances were the yearly processions on St. Patrick's Day (March 17), which became the rallying point of Irish ethnicity and as such a political manifestation.⁴⁴

Organised Irish nationalism already existed in the first half of the nineteenth century. It was partly incorporated in the radical English Chartist movement, which initially was sympathetic towards the Irish cause, and partly organised through secret ›ribbonite‹ societies.⁴⁵ After 1850 the nation-

39 Gérard Noiriel, *La tyrannie du national: le droit d'asile en Europe (1793–1993)*, Paris 1991, pp. 63–67.

40 Gabaccia, *Italy's Many Diasporas*, p. 38.

41 Donald M. Macraird, *Irish Migrants in Modern Britain 1750–1922*, Houndmills 1999; John Belchem/Klaus Tenfelde (eds.), *Polish and Irish Migration in Comparative Perspective*, Essen 2003; Lucassen, *The Immigrant Threat*, pp. 62–69.

42 Lynn Hollen Lees, *Exiles of Erin. Irish Migrants in Victorian London*, Manchester 1979, p. 214.

43 Matthew Fry Jacobson, *Special Sorrows: the Diasporic Imagination of Irish, Polish and Jewish Immigrants in the United States*, Cambridge, MA 1995, p. 19.

44 Paul O'Leary, *Immigration and Integration. The Irish in Wales 1789–1922*, Cardiff 2000, p. 194.

45 John Belchem, *The Liverpool-Irish Enclave*, in: *Immigrants and Minorities*, 18. 1999, pp. 128–146, here pp. 136f.

alist movement in Britain was influenced from Ireland, as in the case of the Irish confederates, also called ›young Irelanders‹, who strove for an independent Ireland and who did not renounce violence to reach this goal. In Lancashire, the heartland of their activities, they were closely watched by the police and in 1858 changed their name to the Irish Republican Brotherhood (IRB), better known as the Fenians. It was their explicit aim to involve all migrants in what we would now call ›the diaspora‹, both in Britain, America and other overseas destinations. Notwithstanding the opposition of the Catholic Church, who resented the violent nationalism, the Fenians seem to have had wide support among the Irish migrants many of whom saw themselves as involuntary exiles and victims of exploitative English politics.⁴⁶ Equally important was the National Brotherhood of St Patrick, also founded in Ireland (1861) and soon exported to the Lancashire target area, as well as to Glasgow and London.⁴⁷ Like the Fenians, with whom they partly overlapped, they exploited the exile theme and became very popular among Irish migrants. One of their successful campaigns was the revitalisation and politisation of the St. Patrick's Day processions. Furthermore they set up reading rooms in the important Irish centers where nationalists could gather, congregate and read nationalist newspapers such as ›Irishman‹, the ›United Irishman and Galway Americans‹ and the ›Irish Liberator‹. Compared to the Fenians the Brotherhood had a broader conception of Irish nationalism and also stimulated cultural, linguistic and historical interests. The condemnation by the Catholic Church, however, deterred moderate nationalists from joining. After 1870 the political struggle increasingly focused on Home Rule for Ireland and thus Fenians and others had to orient to English politics. Many Irish were eligible to vote and it was, after all, the English parliament which could decide on the status of Ireland.⁴⁸ Attempts to mobilise the Irish, part of whom were second generation by that time, to vote for liberal candidates can in a sense be considered as a form of integration into British society, although most contemporaries probably would not have seen it this way.⁴⁹

46 W.J. Lowe, *The Irish in Mid-Victorian Lancashire. The Shaping of a Working Class Community*, New York 1989, p. 191.

47 Gerard Moran, *Nationalists in Exile: The National Brotherhood of St Patrick in Lancashire, 1861–5*, in: Roger Swift/Sheridan Gilley (eds.), *The Irish in Victorian Britain. The Local Dimension*, Dublin 1999, pp. 212–235.

48 Steven Fielding, *Class and Ethnicity. Irish Catholics in England 1880–1939*, Buckingham/Philadelphia 1993, p. 79.

49 For the relation between immigrants and politics, see Gary Gerstle/John Mollenkopf, *The Political Incorporation of Immigrants, Then and Now*, in: idem (eds.), *E Pluribus Unum?*, pp. 1–32.

It is important, however, to realize that, notwithstanding the wide popular support for nationalist causes, there was constant infighting among different organisations and factions as to the ideal and right course.⁵⁰ In spite of the persuasive rhetoric immigrants often did not operate politically in a disciplined and coordinated manner as Irish politicians wished or their opponents feared.⁵¹ Even at the pinnacle of its life-span the Irish nationalist movement was not able to mobilise the Irish effectively. Many did sympathise with the Irish cause, but this remained restricted to symbolic identification. The internal cohesion of the group was simply too weak. Maybe the most important reason why the nationalists failed in mobilising the masses was, as Alan O'Day has recently observed, the lack of compelling and exclusively ethnic issues and committed leadership.⁵²

Among Polish migrants in the German Ruhr area the national cohesion was stronger and resulted in a much more coherent movement. This was stimulated by the fact that most migrants were Catholic and worked as miners, a profession which in itself stimulated group cohesion. Transnationalism among Polish migrants had different expressions. The first generation kept in contact with family in the Prussian East by personal networks, frequent travels and more remote by the ethnic press. Economic involvement was expressed through investments in Polish saving banks and the buying of land and houses. These banks responded to the Poles' desire to invest in property in the homeland, especially during the years of the colonisation attempts by the German state in the latter part of the nineteenth century.⁵³ Whereas personal contacts and investments decreased after the turn of the century, when most migrants realized they would not return, this was not the case for their ethnicised civic-political membership and cultural identity. This is best illustrated by the massive multiplication of Polish associations, most of which had the explicit aim to preserve Polish ethnicity, political awareness, involvement in the battle for cultural rights and ultimately the establishment of an autonomous Polish state. It took some twenty years for this organisational expansion to develop. The real growth phase took off in the 1890s at the height of the battle against Germanisation.

50 Lees, *Exiles of Erin*, p. 222.

51 O'Leary, *Immigration and Integration*, p. 242.

52 Alan O'Day, *The Political Behaviour of the Irish in Great Britain in the Late 19th and Early 20th Century*, in: Belchem/Tenfelde (eds.), *Irish and Polish Migration*, pp. 75–92.

53 Susanne Peters-Schildgen, »Schmelztiegel« Ruhrgebiet. *Die Geschichte der Zuwanderung am Beispiel Herne bis 1945*, Essen 1997, pp. 194f.; Ludwig Bernhard, *Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat. Die Polenfrage*, Leipzig 1907, p. 401.

Polish associations proliferated. There were 75 clubs with in total 8,000 members in the Ruhr area in 1896, but by 1910 this had increased to 660 and 60,000 respectively.⁵⁴ These clubs ranged from unions to singing clubs. What they had in common was the use of the Polish language and strong nationalist feelings, actively supported by comparable associations in the provinces of origin, especially Posen. The impressive growth of the Polish movement was further stimulated by the elections around 1900. Whereas in the early years of the immigration the Catholic ›Zentrum‹ party had been quite successful in winning Polish votes, Poles both in the west and the east were increasingly mobilised by Polish-nationalist parties, voters' associations and delegates. The associations could wield power by calling for a boycott of certain parties such as the ›Zentrum‹ who in their eyes did not enough to protect the minority rights of Poles.⁵⁵ The nationalist enthusiasm of the Poles was fanned by a wide variety of Polish language publications ranging from literary journals to union magazines.⁵⁶

To illustrate how Polish associations came to blossom, we take a closer look at the development and aims of two of these associations: the Polish Union ZZP and the ultra-nationalist Sokoł (pronounce: sokoh) movement. At first, the Polish miners joined the new German miners' unions as they were being established in the Ruhr district in the 1860s and 1870s. These unions became powerful from the late 1880s on, but at the same time it became clear that the German unions were not particularly committed to their Polish members. Therefore in 1902, the ›Zjednoczenie Zawodowe Polkskie‹ (a separate Polish union, ZZP), that followed a more or less socio-democratic course, was established in Bochum. It soon attracted thousands of members and membership grew to 50,000 in 1910. Over the years, the ZZP became an integrated part of the German labour movement and even entered into alliances with other miners' unions such as the local socio-democratic ›Alter Verband‹.⁵⁷ After World War I, the ZZP chose for a more nationalist stance. It took the position that in principle all migrants had to return to Poland and

54 Richard C. Murphy, *Gastarbeiter im Deutschen Reich. Polen in Bottrop 1891–1933*, Wuppertal 1982, p. 141.

55 Valentina-Maria Stefanski, *Zum Prozeß der Emanzipation und Integration von Außenseitern: Polnische Arbeitsmigranten im Ruhrgebiet, Dortmund 1984*, pp. 158–162.

56 Christoph Kleßmann, *Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870–1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft*, Göttingen 1978, pp. 105–107.

57 John J. Kulczycki, *The Foreign Worker and the German Labour Movement. Xenophobia and Solidarity in the Coal Fields of the Ruhr, 1871–1914*, Oxford/ Providence 1994, p. 222.

therefore it regarded their presence in Germany as temporary.⁵⁸ As a result within a few years the ZZP lost its position of being the third most powerful miners' union in Germany and became an insignificant club.

With the re-instatement of the Polish state after World War I, the nationalist struggle within the German Empire was solved and the Polish strongholds in the Ruhr district lost their salience. The immediate necessity for nationalist agitation had receded as there was now a new Polish state to which all Poles could migrate. However, many Poles from the Ruhr area, who had deferred their nationalist claims during the war by participating in the so-called ›Burgfrieden‹ (an internal political truce), were soon disenchanted with the new Poland and the overwhelming majority chose to stay and thus continued to take part in the integration process that had started in the 1880s. During the first half of the 1920s, the nationalist fire would flare up one more time, which manifested itself in anti-Polish propaganda and in ethno-politics among Poles themselves. The defensive reaction of the Polish migrants could easily give the impression that they would always be an ›alien body‹ in Germany, as Bismarck and others had warned from the start. For example, the newly founded Polish National Workers party in the Ruhr district, which followed the ZZP union's moderate Christian socialist line, warned parents not to let their children assimilate and told them to make sure that children retain their Polishness.⁵⁹

During the Weimar republic a more liberal policy towards national minorities evolved, which was in part motivated by the realisation that this could guarantee similar rights for Germans in Poland and other Eastern European states.⁶⁰ This policy supported initiatives to teach the Polish language at (private) schools where there were many Polish children, as well as initiatives to set up language courses outside the public domain. Subsequently, several books and journals were published in Polish often aimed at children.⁶¹ Finally, during the summer, special train trips were organised to send children to Poland where they could learn the language and experience Polish culture first-hand.⁶² That in practice only a small minority of the

58 Idem, *The Polish Coal Miner's Union and the German Labor Movement in the Ruhr, 1902–1934*, Oxford/New York 1997, pp. 249–250.

59 Ralf Karl Oenning, »Du da mitti polnischen Farben...«: Sozialisierungserfahrungen von Polen im Ruhrgebiet 1918 bis 1939, Münster 1991, p. 52.

60 Jochen Oltmer, *Migration und Politik in der Weimarer Republik*, Göttingen 2005, pp. 585f.

61 Oenning, »Du da mitti polnischen Farben...«, p. 129.

62 In 1926, 122 children from Wanne-Eickel went to Poland for several weeks: Peters-Schildgen, »Schmelztiegel« Ruhrgebiet, p. 214. See also Oenning, »Du da mitti polnischen Farben...«, p. 129.

second generation participated⁶³, was not so much the result of the lack of schools and the obstruction by German authorities, but reflected the ongoing integration process and the realisation by most Poles that their future was in Germany.

In the course of the 1920s, identification with the Polish cause and the desire to remain within a restricted Polish subculture decreased rapidly. This trend can be related to the decline in Polish associational life. In 1920, in the Ruhr area, nearly 1,450 organisations flourished, but by 1926 this number had fallen to 700⁶⁴ and most of these restricted themselves to social events without any political or nationalist aims.

From these examples we may conclude that even in cases of extreme nationalism among first-generation migrants, who denounced assimilation because it was (justly) regarded as an attempt of the oppressing state to decrease the threat of separatism, it lasted not very long. Most of their children were of course influenced by its rhetoric, but it was too weak to really prevent assimilation as a *process*. The failure of the anti-assimilatory stance is not only explained by the oppressive assimilation *programme*, which led to name changes and other forms of 'passing', but would probably have happened anyway. This can be illustrated by the case of the Moluccans who arrived in 1950 in the Netherlands and who were treated by the Dutch government – and who saw themselves – as a group expected to return to Indonesia and therefore had to be isolated from Dutch society. Although the policy was clearly to keep the ethnic group intact, it could not stop assimilation in the long run. Although many third-generation Moluccans still feel themselves members of an ethnic group and reproduce the nationalist discourse, this can be interpreted as a form of symbolic ethnicity as intermarriage has increased considerably as well as their socio-economic assimilation.⁶⁵

Pan-ethnic Ties

The history of Western Europe in the last two centuries does not offer many examples of the third, pan-ethnic, form of transnationalism. Ties of solidarity and identification between migrants in several countries are largely lacking. One could of course think of the Jews who fled Eastern Europe, especially Russia, in the last decades of the nineteenth century and who were to some

63 Kleßmann, *Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet*, pp. 75–82.

64 Murphy, *Gastarbeiter im Deutschen Reich*, pp. 144–146.

65 Hans van Amersfoort, *The Waxing and Waning of a Diaspora: Moluccans in the Netherlands 1950–2002*, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 30. 2004, pp. 151–174.

extent helped by their co-religionists in Berlin, Paris and London.⁶⁶ The studies by Green and Feldman, however, make clear that notwithstanding the traditional mutual help, most middle-class and assimilating Jews in Western Europe fostered ambivalent feelings towards what was seen as the ›Kaftan‹ Jews from the East, because they were afraid that the latter would spark of anti-semitism and thereby endanger their own assimilation process. Most Jewish organisations in Western Europe therefore tried to discourage Jews from coming or help them cross the ocean to the United States as soon as possible. Among Gypsies, the second obvious candidate for pan-ethnic ties, in Western Europe, no indications whatsoever have been found which point in the direction of a pan-ethnic movement. Only when from the 1970s onwards the political opportunity structure became more favourable to pan-ethnic claims, initiatives – for a large part lead by non-Gypsies – in this direction developed.⁶⁷ In the period after World War II, only few candidates report themselves. Among colonial migrants, such as those from Indonesia in the Netherlands, West Indians in the U.K. and various groups in France, attempts at creating pan-ethnic identities are weak, as for example the failure of a political Rastafarian or black power movement among West Indians in the U.K. shows.⁶⁸ A recent exception are Pentecostal Ghanaese in various European countries (as well as elsewhere).⁶⁹

Recent Developments: Testing Newness

Social scientist who stress the newness of transnationalism will probably not be convinced by this historical evidence. Their claim is that transnational ties, be they bi-local, bi-national or pan-ethnic, through technological progress and a more lenient attitude towards multiculturalism in receiving societies have become much more intensive, enabling migrants to remain in their transnational spaces. Moreover, it can be argued that especially the third (pan-ethnic) type of transnationalism has become much more important. Research by Pnina Werbner, on Pakistani migrants in the U.K., and others

66 Nancy L. Green, *The Pletzl of Paris: Jewish Immigrant Workers in the ›belle époque‹*, New York 1986; David Feldman, *Englishmen and Jews: Social Relations and Political Culture 1840–1914*, New Haven 1994.

67 Willems/Lucassen, *Gypsies in the Diaspora?*; Leo Lucassen/Wim Willems/Annemarie Cottaar, *Gypsies and Other Itinerant Groups. A Socio-Historical Approach*, London/New York 1998.

68 Marcus Collins, *Pride and Prejudice: West Indian Men in Mid-Twentieth-Century Britain*, in: *Journal of British Studies*, 40. 2001, pp. 391–418, here p. 415.

69 Rijk van Dijk, ›Beyond the Rivers of Ethiopia‹: Pentecostal Pan-Africanism and Ghanaian Identities in the Transnational Domain, in: Wim van Binsbergen/Rijk van Dijk (eds.), *Situating Globality: African Agency in the Appropriation of Global Culture*, Leiden 2004, pp. 3–54.

shows that the current globalisation process produces various forms of pan-ethnic movements among the new migrants, in which aesthetic, organisational and moral elements are combined. Others have pointed at similar developments among migrants from India, sharing a Hindu identity.

When we want to know whether this new form of transnationalism will have a lasting impact on migrants and on the sending and receiving societies, and thereby will change the settlement process, anthropological research into the present is not enough. As in the case of bi-local and bi-national transnationalism, the crucial question is whether it will be reproduced in the second and third generation. And this is exactly where the added value of history, as a science which specialises in analysing long-term developments, becomes apparent. So far it is simply too early to tell whether the children of immigrants once they reach adulthood and have a life of their own will continue the pan-ethnic links and allegiances that their parents foster. As in the past many of them will surely be influenced by it, but it remains to be seen to what extent. Will the intensity of contacts and feelings persist, or will a form of symbolic ethnicity develop, to use the concept of Hubert Gans⁷⁰, just like among second-generation Italians and Jews in the United States and among Poles and Irish in Western Europe?

A second important issue is whether the various forms of transnationalism are incompatible with the assimilation process. In an interesting contribution, Ewa Morawska has very recently shown that transnationalist practices among various groups of recent immigrants in the United States do not contradict but concur with assimilation.⁷¹ Middle-class Indian migrants for example sustain an intensive involvement in home-country politics, but at the same time assimilate in the economic and social sphere, take up U.S. citizenship and engage in mainstream political campaigns and issues.⁷² Jamaican migrants in the U.S. remain in contact with their families, send money back and have a vibrant cultural life, but this does not prevent many of them and their children to be upward mobile, whereas especially women experience changes in their self-definitions and feel attracted to the American gender roles.⁷³ Moreover, it is important to realise that Morawska has selected only those groups among whom transnationalism is manifest and primarily – due to the recent migration process – focuses on the first generation.

70 Gans, *Symbolic Ethnicity and Symbolic Religiosity*.

71 Morawska, *Immigrant Transnationalism and Assimilation*.

72 *Ibid.*, pp. 137f.

73 *Ibid.*, p. 148.

Conclusion

In this paper I have argued that the modern scholarly concept of assimilation is in general not incompatible with the three different forms of transnationalism that can be found in the recent literature on migration. On the contrary, *bi-local* ties are a structural aspect of migration and settlement processes, whereas the *bi-national* forms of transnationalism now and then have been too weak to alter the semi-autonomous process of assimilation. Only when migrants form a coherent group (in the sense of ethnic, religious and class), which is confronted with a receiving society that denies or represses their claims to ethnic or national identity, as in the case of the Poles and the Irish, collective action by migrants – through associations – may give way to anti-assimilatory tendencies. It proves to be difficult, if not impossible, however, to keep the nationalist flame burning in the long run and pass it through to the second generation. *Pan-ethnic* identities, finally, may be a relatively new element and deserves our attention. Whether it will have the force to bridge the generations, as postnational thinkers claim⁷⁴, is too early to tell and may underrate the power and resilience of the nation state.⁷⁵

74 Yasemin Nuhoglu Soysal, *Limits of Citizenship. Migrants and Postnational Membership in Europe*, Chicago/London 1994.

75 Christian Joppke, *Immigration and the Nation-State. The United States, Germany, and Great Britain*, Oxford 1999.

›Krauts‹ und ›true born Osnabrughs‹

Ländliche Leinenweberei, früher Welthandel und Kaufmannsmigration im atlantischen Raum vom 17. bis 19. Jahrhundert

Unsere Vorstellung von Deutschland als einem ›Exportweltmeister‹ verbinden wir gerne mit Produkten der 1950er und 1960er Jahre, wie dem guten alten VW Käfer, hochwertigen Werkzeugmaschinen, Elektrogeräten und anderen arbeitsintensiven Qualitätserzeugnissen.¹ Seit den 1970er und 1980er Jahren sahen sich dann auch westdeutsche Hersteller auf dem Binnen- wie auf dem Weltmarkt zunehmender Konkurrenz durch Produkte aus dem Osten ausgesetzt, wie Autos und Elektrogeräte aus Japan und Südkorea oder Textilien aus Taiwan – und nicht zuletzt aus der DDR. Dass aber die Exportquote Mittel- und Westeuropas bereits um 1913 stattliche 18 Prozent erreicht hatte, bleibt von der Weltwirtschaftskrise in der Zeit zwischen den Weltkriegen verdeckt. Diese Quote lag ja dann auch 1938 bei nur noch 7 Prozent.² Die tektonischen Brüche zwischen 1914 und 1945 verstellen den Blick auf die Tatsache, dass Globalisierung eben kein Prozess ist, der erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eingesetzt hätte. Zwei Weltkriege, die Wirt-

-
- 1 Dieser Aufsatz basiert auf einem am 28.4.2005 am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück gehaltenen Vortrag. Der Autor dankt dem Deutschen Akademischen Austausch Dienst (DAAD), dem Irish Research Council for the Humanities and Social Sciences (IRCHSS) und der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (GUG), die den Großteil der für diese Arbeit erforderlichen Archivrecherchen ermöglicht haben. Wertvolle Hinweise für den vorliegenden Aufsatz gaben Dr. Sheilagh Ogilvie und Dr. William O'Reilly (beide University of Cambridge).
 - 2 Knut Borchardt, Globalisierung in historischer Perspektive (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 2001, H. 2), München 2001, S. 6f. Der Autor vergleicht vor allem das 19. und 20. Jahrhundert, liefert aber auch zahlreiche Hinweise zu Phänomenen früher ›Globalisierung‹ seit dem Altertum; hierzu s. S. 16–20, mit Literaturverweisen. Neuerdings ein konziser Überblick bei Jürgen Osterhammel/Niels P. Petersson, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2003.

schaftskrisen der 1920er und 1930er Jahre und schließlich das ›Wirtschaftswunder‹ sind Hindernisse für eine weiter zurückreichende Wahrnehmung der intensiven Handelsverbindungen, die bereits in der Frühen Neuzeit eine erste Globalisierung mit sich brachten, über Ozeane und staatliche Grenzen hinweg. Sie erfuhren mit den verkehrstechnischen Fortschritten des 19. Jahrhunderts einen weiteren Schub und brachen erst durch die Ausbrüche der europäischen Nationalismen deutlich ein. Selbst die asiatische Konkurrenz auf den europäischen Verbrauchermärkten ist kein Phänomen der jüngsten Zeit. Schon im frühen 17. Jahrhundert klagten spanische Wirtschaftsexperten über die Schwemme billiger indischer Kattunstoffe, die von gewissenlosen genuesischen Zwischenhändlern über die Levante eingeführt würden und die spanischen Textilbetriebe ruinierten. Schließlich sei es ja allgemein bekannt, dass ein indischer Weber sich mit einem Achtel des Tagelohns begnüge, den man in Spanien zahlen müsse. Die gleiche Diskussion setzte damals in England ein.³ Auch Produkte aus Deutschland – oder zutreffender aus dem Alten Reich oder Mitteleuropa – sind bereits seit Jahrhunderten auf westeuropäischen und überseeischen Märkten nachgefragt worden, vor allem Textilien und Metallerzeugnisse. Diese florierenden Exportgeschäfte trugen entscheidend zur Ausbildung der für Mitteleuropa so bedeutenden Proto-Industrien bei. Die hier produzierten Ausfuhrwaren trugen zwar noch keine Herkunftsbezeichnung ›Made in Germany‹⁴, aber die Namensgebung nach bestimmten Regionen war nicht minder vertrauensheischend. Bestimmte Leinenqualitäten wurden beispielsweise unter Namen wie ›Brunswicks‹, ›Hessians‹, ›Rosas de Westphalia‹, ›true born Tecklenburghs‹ oder eben ›true born Osnabrughs‹ gehandelt. Bekannte Leinenleggen, wie in Osnabrück, Bielefeld oder Tecklenburg, an denen die ländlichen Weber ihre Waren zur Qualitätskontrolle abliefern, stempelten die Stoffballen mit den weitbekannten Qualitätszeichen.⁵

3 Wilhelm von den Driesch, *Die ausländischen Kaufleute während des 18. Jahrhunderts in Spanien und ihre Beteiligung am Kolonialhandel*, Köln 1972, S. 519; Ralph Davis, *English Foreign Trade, 1660–1700*, in: Susan M. Socolow (Hg.), *The Atlantic Staple Trade*, Bd. 1, Aldershot 1996, S. 127–143, hier S. 130.

4 Die Bezeichnung ›Made in Germany‹ geht eigentlich auf ein 1887 in England erlassenes Gesetz zurück: auf den ›Products Marks Act‹, wonach ausländische Produkte mit der Angabe des Herkunftslandes versehen werden mussten. Man erhoffte sich dadurch einen Schutz der eigenen Industrien vor einer erstarkenden auswärtigen Konkurrenz, vor allem in Deutschland. Den dortigen Herstellern und Händlern gelang es jedoch sehr bald, diese Kennzeichnung in ein international bekanntes Zeichen für Qualität umzumünzen. Die englischen Schutzmaßnahmen sind nur ein weiterer Beleg für die lange zurückreichende Präsenz deutscher Waren auf dem Weltmarkt.

5 Axel Flügel, *Kaufleute und Manufakturen in Bielefeld. Sozialer Wandel und wirtschaftliche Entwicklung im proto-industriellen Leinengewerbe von 1680 bis 1850*, Bielefeld 1993; Edith Schmitz, *Leinengewerbe und Leinenhandel in Nordwest-*

Im Folgenden soll die Bedeutung dieses Handels für die protoindustriellen Gewerberegionen umrissen und vor allem die Migration der Händler verfolgt werden, die diesen Handel bis in die eigentlichen Marktgebiete hinein kontrollierten. Im Mittelpunkt werden dabei die spanischen und hispanoamerikanischen Märkte stehen, die größten Endabnehmer der wichtigsten Exportware Leinen. Vor diesem Hintergrund muss vor allem die bedeutende deutsche Kaufmannskolonie in Cádiz in den Blick genommen werden, damals der wichtigste Atlantikhafen Spaniens. Im 18. Jahrhundert beherrschte diese Kolonial- und Seemacht noch den größten Teil der Neuen Welt. Die in Spanien etablierten deutschen Kaufleute wurden in den bislang vorliegenden Arbeiten vor allem als Hanseaten dargestellt⁶, doch zeigt eine genauere Untersuchung, dass es sich ganz überwiegend um Kaufleute aus genau jenen deutschen (oder deutschsprachigen) Gewerberegionen handelte, in denen auch die Ausfuhrsgüter produziert wurden. Selbst die in diesem Handel aktiven Hamburger und Bremer Kaufmannsfamilien waren in vielen Fällen erst eine oder zwei Generationen zuvor aus solchen Regionen in die Hansestädte gekommen.⁷ Um 1700 stellten Zugewanderte mindestens die Hälfte von Hamburgs Einwohnerschaft.⁸ Die durch die Kaufmannsmigrationen entstehenden familiären und geschäftlichen Netzwerke, in denen der Fernhandel kanalisiert wurde, sollen hier durch Beispiele anschaulich gemacht werden.

deutschland (1650–1850), Köln 1967; Gerhard Adelman, Die Baumwollgewerbe Nordwestdeutschlands und der westlichen Nachbarländer beim Übergang von der vorindustriellen zur frühindustriellen Zeit 1750–1815. Verflechtung und Differenzierung, Stuttgart 2001; Albin Gladen, Der Kreis Tecklenburg an der Schwelle des Zeitalters der Industrialisierung, Münster 1970; Hannelore Oberpenning, Neue Forschungen zum Handel der Tödden: Ein Arbeitsbericht, in: Wilfried Reininghaus (Hg.), Wanderhandel in Europa: Beiträge zur wissenschaftlichen Tagung in Ibbenbüren, Mettingen, Recke und Hopsten vom 9.–11. Oktober 1992, Hagen 1993, S. 55–65.

- 6 Zuletzt Hans Pohl, The Hamburg Colony in Late Eighteenth Century Spain, in: Jens Chr. V. Johansen/Erling L. Peterson/Henrik Stevnsborg (Hg.), Clashes of Cultures. Essays in Honour of Niels Steensgaard, Odense 1992, S. 255–272, hier S. 266.
- 7 Ruth Prange, Die bremische Kaufmannschaft des 16. und 17. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Betrachtung, Bremen 1963, S. 59, 62. Beispiele für eine solche Zuwanderung auch bei Karl H. Schwebel, Bremer Kaufleute in den Freihäfen der Karibik. Von den Anfängen des Bremer Überseehandels bis 1815, Bremen 1995. Für Hamburg s. Franklin Kopitzsch, Zwischen Haupttreß und Franzosenzeit 1712–1806, in: Werner Jochmann/Hans-Dieter Loose (Hg.), Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Reichsgründung, Hamburg 1982, S. 351–414, hier S. 376. Außerdem Franklin Kopitzsch, Minderheiten und Fremde in nordwestdeutschen Städten in der frühen Neuzeit, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 69. 1997, S. 45–59.
- 8 Martin Reißmann, Die hamburgische Kaufmannschaft des 17. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Sicht, Hamburg 1975, S. 214.

Wie kommen Bier und westfälischer Schinken nach Teneriffa?

Ein breites Sortiment von Leinen- und Baumwollstoffen, Messer, Nähnadeln und andere Eisenwaren, Garne, Kramware aller Art, böhmisches Kristallglas – kaum ein Produkt von der breiten Palette Hamburger Exportwaren, das nicht auch in den Frachtbriefen genannt wäre, die um 1750 an den auf Teneriffa etablierten irisch-stämmigen Großkaufmann Juan Cologan gesendet wurden. Die intensive Korrespondenz Hamburger Kaufleute mit diesem größten kanarischen Handelshaus belegt die Bedeutung, welche diese spanische Insel als Drehscheibe des atlantischen Handels für Hamburg hatte. Dies wird auch durch eine Auswertung der Hamburger Ausfuhren belegt, soweit sie in den Zollbüchern der Zeit erfasst sind: Spanien war in den 1750er Jahren größter Abnehmer der in der Hansestadt verzollten Leinen. Unter den belieferten spanischen Häfen erreichte den Hafen von Santa Cruz de Tenerife rund ein Drittel der Leinenausfuhr, und er belegte damit Platz zwei, gleich nach dem Hauptabnehmer Cádiz, bei dem knapp die Hälfte anlandete.⁹ Die meisten Waren fanden ihre Endabnehmer nicht auf der Insel, sondern vor allem auf hispanoamerikanischen und afrikanischen Märkten, zu denen das Handelshaus Cologan beste Verbindungen unterhielt. Sein Korrespondenznetz reichte im Osten nach Bordeaux, London, Bremen und Hamburg und im Westen nach Mexiko und Havanna.¹⁰

In einem Brief an seinen Londoner Geschäftsfreund Robert Jones äußerte Juan Cologan im März 1751 seine Unzufriedenheit mit seinem bisherigen Lieferanten von Hamburger Waren, weshalb er an diesem Ort einen zuverlässigeren Korrespondenten gesucht und auch schon gefunden habe: »Herr Ellermann ist uns von den Gebrüdern Gough empfohlen worden, und er hat auch noch einen Kredit bei ihnen, was mich geneigt machen würde, seine Dienste zu suchen, und auch weil er mir schöne Ware geschickt hat (sowohl in der Qualität als auch im Preis / besser als die von Hallsey), obwohl darunter einige Artikel von geringerer Güte waren.«¹¹ Schon im Spätsommer traf

9 Klaus Weber, Die Admiraltätszoll- und Convoygeld-Einnahmebücher. Eine wichtige Quelle für Hamburgs Wirtschaftsgeschichte im 18. Jahrhundert, in: Hamburger Wirtschafts-Chronik, Neue Folge, 1. 2000, S. 83–112, s. insbes. Tabellen 9 u. 12.

10 Bei dem auf Teneriffa erhaltenen Archiv der Familie Cologan handelt es sich um das größte in Spanien überlieferte frühneuzeitliche Firmenarchiv überhaupt. Eine erste Bearbeitung ausgewählter Teilbestände leistete der Entdecker dieses Archivs, Agustín Guimerá Ravina, *Burguesía extranjera y comercio atlántico. La empresa comercial irlandesa en Canarias (1703–1771)*, Madrid/Santa Cruz de Tenerife 1985.

11 »Mr Ellermann was recommended to me by Br^{os}: Gough & have a credit on him on w^{ch}: would incline me to make use of him & because he sent me pretty good goods (both in quality & price / better than those from Hallsey) tho there were some articles of inferior quality«. Archivo Histórico Provincial de Santa Cruz de Tenerife

eine größere, bei Ellermann bestellte Ladung aus Hamburg ein, im Wert von 8.071 Mark banco (eine Hamburger Buchwährung, die zum damaligen Kurs 1,17 Mark courant entsprach). Wie Cologans Rechnungskopierbuch zeigt, handelte sich um ein typisches für Spanien bestimmtes Sortiment von Waren.

Schaubild: Rechnung über die Lieferungen des westfälischen Leinenhändlers Johann Arnold Ellermann an den spanisch-irischen Kaufmann Juan Cologan (Santa Cruz de Tenerife), 1751

Hamburg, el 23 de Mayo de 1751

Factura de diferentes Mercaderías que Embaxo D. Juan Arnoldo Ellerman de orden de D. Juan de Landa en el Navio español de la Sra. Dña. C.ª Frerman. Hoch. de mi puerto 1.ª

| | | |
|----------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------|--------|
| N.º 11 a 14 | 1 dha con 5 p. cada uno con 20 p. de C.ª con 4022 q. a 8 1/2 p. con B.ª m.ª | 1070 |
| 15 a 18 | 4 dhas de C.ª con 82 p. a 7305 a 7 3/4 | 1808 |
| 19 a 20 | 2 dhas de Novides Heiden 60 p. con 3885 q. con C.ª a 1 3/4 p. p. | 332 |
| 21 a 23 | 3 dhas de Roumeuichs con 300 p. a 3 3/4 m.ª | 1125 |
| | 11 p. de Heiden de 60 q. de Embuettas de 11 dhas de arriba a 1 3/4 p. p. | 1057 |
| 24 | 1 Caja con 50 p. de platillas Royales de 60 q. a 6 1/2 p. p. | 327 |
| 25 | 1 dha con 125 p. de bucatinas angostas a 4 m.ª | 500 |
| 26 | 1 dha con 118 p. de a 56 q. de Casas contachadas N.º 33 a 26 a 6 1/2 p. p. | 630 |
| 27 | 1 fardito con 26 p. de C.ª con anchos a 4 q. a 8 1/2 m.ª | 198 |
| | Item 12 dhas angostas a 4 q. a 9 1/2 m.ª | 112 |
| | Item 3 dhas de hilo de Bala ordinaria a 3 1/2 placa | 107 |
| | 1 dha de Heiden de Embuettas para muestra | 100 |
| | 1 p. de Heiden de Embuettas con 60 q. a 1 3/4 p. p. | 100 |
| 28 | 1 fardito con 12 Casas de Maricordia y Doadilla de a 26 lb con 300 lb en peso y a 1 1/2 p. p. | 365.10 |
| 29 | 1 Caja con diferentes Heidos de C.ª de Suctos como vienen de Bohemia a 3 1/2 p. p. | |
| 30 | 1 dha con Heidos Suctos a 260 p. p. | |
| | 8294 p. a 1 1/2 p. p. 621.12 | |
| | moneda C.ª m.ª 1057.6. a 117 p. p. | 203.1 |
| 20 p. de Ruinas de a 8 lb en el Canon n.º 26 Embuettas a 6 1/2 p. p. | | 376.1 |
| | M.ª de B.ª | 8071.1 |
| <u>Gastos</u> | | |
| | por gastos de Embarque de los de | 257.11 |
| | por el Com.ª | 166.10 |
| | por Seguro de 8500 m.ª B.ª Courant y Com.ª | 233.12 |
| | M.ª de B.ª | 660.1 |
| | | 8731.1 |

Quelle: AHPSC, Archivo Zárate-Cologan, Libro Copiador de Facturas de Juan Cologan, Sign. 9, cod. 6.9, S. 37, 57.

(AHPSC), Archivo Zárate-Cologan, Sección 6.8, Serie Libros Copiadores de Cartas, Sign. 116, Libro B (Mai 1749–Mai 1753), Brief an Jones vom 11.3.1751.

»Verschiedene Waren, die Don Juan Arnaldo Ellermann [...] mit dem Schiff ›Der Friede‹, sein Kapitän Herman Kock, auf meine Rechnung verschickt hat Hamburg 23 Juli 1751

| | | | |
|---------------------------|-------|-----------------|----------|
| Coletas | | 1.070,1 | Mark bco |
| Coletas | | 1.808 | Mark bco |
| Heeden | | 332,1 | Mark bco |
| Brunswicks | | 1.125 | Mark bco |
| Heeden | | 57,1 | Mark bco |
| Platillas royales | | 937 | Mark bco |
| Bretañas | | 500 | Mark bco |
| Creas contrahechas | | 630 | Mark bco |
| Esterlines | | 198 | Mark bco |
| idem. | | 112,1 | Mark bco |
| grobes Garn | | 7,1 | Mark bco |
| feines Garn (Warenmuster) | | 0,06 | Mark bco |
| Manicordia & Doradilla | | 365,10 | Mark ct |
| böhmische Glaswaren | 4.034 | p ^{as} | |
| böhmische Glaswaren | 4.260 | p ^{as} | |
| | 8.294 | p ^{as} | |
| | | <u>691,12</u> | Mark ct |
| | | 1.057,6 | Mark ct |
| | | 903,12 | Mark bco |
| Ruanes | | <u>375,11</u> | Mark bco |
| | | 8.071,14 | Mark bco |

Bei den ›Bretañas‹ und ›Ruanes‹ handelte es sich um Nachahmungen von Leinen aus der Bretagne und aus der Region Rouen. Hugenottische Textilfachleute, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 unter anderem in deutsche Territorien geflohen waren, machten damit ihren Herkunftsregionen Konkurrenz. ›Heeden‹ war ein grobes Packleinen. Andere Lieferungen aus Hamburg umfassten auch die bekannten hochwertigen ›Osnabrughs‹, ›Paterborns‹, ›Hessians‹ sowie ›Sangalas‹ und ›Sangalettas‹ – letztere waren Leinen aus dem Schweizer Kanton Sankt Gallen oder entsprechende Nachahmungen. Gewebe von silbrig schimmernder Textur nannte man ›Platillas‹ (von ›plata‹; spanisch für Silber). Die Qualität von Johann Arnold Ellermanns Waren entsprach aber offenbar nicht den ursprünglich von ihm geschickten Mustern. Dazu kamen Beschwerden über zu hohe Preise. Schon im Herbst 1751 schrieb Cologan seinem Lieferanten in deutlichen Worten: »[...] aber was Sie mir gesandt haben, sind Garlicks; das ist eine andere Sorte, und sie waren von so ärmlicher Qualität wie ich es mein Lebtag noch nicht gesehen habe. Und die Ruanes waren genauso [schlecht], und die Brunswicks ebenso. [...] Weil aber weder die genannten Herren Russell noch ich selbst geneigt sind, mit irgendeinem anderen Hause Differenzen zu haben, haben wir die Last auf uns genommen, und nur Gott weiß, wann wir diese Waren wieder loswerden [...]. Unser Herr möge Sie auf Ihren Wegen leiten.«¹²

12 »Pero lo que Usted me envió son Garlicks que llaman que es genero diferente y estos son de calidad tan inferior que en mi vida e visto Cosa semejante y los Ruanes son

Und damit hatten die Ellermannschen Geschäfte mit Cologan auch schon ihr Ende gefunden. Die Korrespondenznetze und der Fluss von kaufmännischen Informationen im atlantischen Raum waren jedoch so dicht, dass Cologan auch jetzt wieder umgehend andere Partner in Hamburg fand: Diederich Thorbecke als Lieferant für westfälische Leinen und Joachim Caspar Voigt für schlesische Sorten.¹³ Thorbecke wurde in den folgenden Jahren einer der wichtigsten hansischen Lieferanten Cologans. Obwohl Cologan auch hier in der Anfangsphase mangelhafte Qualität beanstandete, kam es schnell zu einer stabilen Geschäftsbeziehung. Immer wieder lobte der spanisch-irische Geschäftsmann dessen Waren, auch wenn sie etwas teuer seien – aber, so Cologan: lieber teure Ware als schlechte Ware.¹⁴ »Die erhaltenen Sorten habe ich ausnehmend gut gefunden, und ich muss Sie bitten, mir mehr von denselben zu schicken, [...] vor allem vom Osnabrücker Leinen, das genau von der Qualität ist, die wir hier brauchen. [...] Tragen Sie Sorge, dass Sie allen Ihren Freunden so gut dienen, und dann werden wir alle Ihnen treu bleiben. [...] Ich danke Ihnen auch für das Stück geräucherten Rindfleischs, das ausgezeichnet war. [...] mit der Versicherung, alle meine Freunde an Sie zu empfehlen.«¹⁵

In den Hamburger Zollbüchern dieser Zeit taucht unter den Lieferungen nach Teneriffa hin und wieder ein Fässchen Bier auf – vielleicht waren das kleine Zugaben zu derartigen Geschenken unter Geschäftsfreunden? Von den Kanaren jedenfalls schickte man Wein, wie wir aus Thorbeckes Briefen erfahren: »Ich danke Ihnen für die Schinken und das geräucherte Rindfleisch, das Sie mir freundlicherweise geschickt haben, und [...] ich möchte Ihnen das mit einer Kiste Wein vergelten [...]. Ich wünsche Ihnen Glück und Gesundheit und verbleibe getreulich [...].«¹⁶

del mismo modo y tambien los Brunswicks [...]. Pero como d^{hos} S^{res} [Russell] y yo somos inclinados a tener diferencia con ninguna casa emos tomado el peso sobre nosotros y Dios sabe c^{do} saldremos de tales efectos. [...] Que Nuestro Senor Gu^e a Usted«; ebd., Brief an Johann Arnold Ellermann vom 3.11.1751.

13 Ebd., Brief an Jones vom 11.3.1751.

14 Ebd., Brief an Diederich Thorbecke vom 19.5.1756.

15 »I have received goods w^{ch} [I] found exceedingly good, & I must request of you to send me the same [...] particularly the Osnabrug Linnen [...] being the quallity we want here exactly [...] the Heden & Brunswicks were equally good [...] have a care how you serve all y^r fr^{ds} here, & we will all stick to you [...] I return you thanks for the piece of smoaked beef which was exceedingly good [...] assuring you I'll direct all my friends to you if you serve us well [...] being most sincerely...«; ebd., Brief an Thorbecke vom 16.1.1755.

16 »I thank you for the Hams and smoakd beef you were pleased to send me, & p^r this occation [I] remit you a Small Cask of wine w^{ch} youl be pleased to accept [...] I wish you all health & happiness & am truly...«; ebd., Brief an Thorbecke vom 20.6.1756.

Diese Korrespondenz illustriert, wie gut man auch auf entfernten Märkten über Preise und Güte mitteleuropäischer Waren informiert war und wie genau man es mit der Qualitätskontrolle nahm. Sie zeigt auch, dass selbst über größte Distanzen hinweg enge persönliche Geschäftsbeziehungen geknüpft wurden, die sich in nichts von denen unterschieden, die ein Hamburger Kaufmann etwa mit Händlern in Bremen oder Lüneburg pflegen konnte.

Von Osnabrück über Cádiz nach Hamburg

Wer aber war der von Cologan zunächst bemühte Hamburger Kaufmann Johann Arnold Ellermann? Er zählte sicher zu den erfolgreicherer Hanseaten, denn bereits die ältere Literatur erwähnt ihn als Mitglied der Hamburger Handelskammer (damals ›Commerzdeputation‹) und als Reeder eines bis ins Mittelmeer verkehrenden Schiffes.¹⁷ Ellermanns Misserfolg mit dem kanarischen Kaufmann kann also nur als ein Ausnahmefall gewertet werden. Bereits vorliegende Studien zu der Kaufmannschaft in Cádiz nennen wiederholt ein Handelshaus des Namens ›Ellermann & Compañía‹.¹⁸ In den 1750er, 60er und 70er Jahren wurde diese Firma bei den offiziellen Steuerschätzungen sogar als das mit Abstand gewinnträchtigste deutsche Unternehmen der Stadt eingestuft.¹⁹ Und so liefern denn auch die im Provinzialarchiv von Cádiz erhaltenen Notariatsprotokolle eine Fülle weiterführender Informationen zu den Ellermanns.²⁰

17 Ernst Baasch, Quellen zur Geschichte von Hamburgs Handel und Schiffahrt im 17., 18. und 19. Jahrhundert, Hamburg 1910; Hans Pohl, Die Beziehungen Hamburgs zu Spanien und dem Spanischen Amerika in der Zeit von 1740 bis 1806, Wiesbaden 1963.

18 Manuel Bustos Rodríguez, Los comerciantes de la Carrera de Indias en el Cádiz del siglo XVIII (1713–1775), Cádiz 1995; Driesch, Kaufleute.

19 Antonio García-Baquero González, Cádiz y el Atlántico (1717–1778). El comercio colonial español bajo el monopolio gaditano, 2 Bde., Sevilla 1976, Bd. 1, S. 492–495. S. auch ders., Cádiz 1753: según las respuestas del catastro de la Ensenada, Madrid 1990. Quellen hierzu im Archivo General de Indias (Sevilla), Consulado, legajo 892 bis, »Utilidades que anualmente resultan...«.

20 Diese Quellen sind allerdings erst in jüngster Zeit zugänglich geworden, dank einer beeindruckenden Inventarisierung des enormen Bestandes. Die nach Francos Tod einsetzende Föderalisierung Spaniens hat vielen Provinzialarchiven erhebliche Mittel zugeführt – nicht zuletzt um den von der Diktatur unterdrückten Regionen wieder zu eigenen historisch-kulturellen Identitäten zu verhelfen. In Cádiz ist die EDV-Erfassung der wichtigsten Notariatsprotokolle nach 25jähriger Arbeit erst kürzlich abgeschlossen worden. Das Archiv konserviert für den Zeitraum von 1535 bis 1903 rund 17.000 Protokollbände aus der gesamten Provinz. Nur für die Hauptstadt Cádiz sind allein aus dem 18. Jahrhundert etwa 2.000 Bände erhalten. In dieser Blütezeit zählte die Stadt zeitweise bis zu 25 Notariate. Die Testamente der ›Sección Protocolos Notariales‹ sind nun nach Namen, Nationalität etc. der Testatoren ab-

Zunächst bestätigen sie uns, dass es sich bei dem Korrespondenten Cologans, dem Hamburger Reeder und dem Gründer des Ellermanschen Hauses in Cádiz um einen Vertreter ein und derselben Familie handelt. Die vielleicht wichtigste Information betrifft die Herkunft dieser Kaufleute: Es handelte sich nicht um eine alteingesessene Hamburger Familie, sondern um Westfalen. Sie stammte aus dem kleinen Ort Venne im Bistum Osnabrück, also aus genau jener Region, deren Erzeugnissen sie, unter anderen, vertrieb. Dort waren Johann Arnold Ellermann und seine Brüder geboren; ihre Mutter stammte aus dem nahen Ibbenbüren. Und offenbar hatte Johann Arnold sein Handelshaus in Cádiz sogar gegründet, bevor er sich überhaupt in der Hansestadt niederließ. Schon 1720 jedenfalls war er in der andalusischen Stadt präsent, und um 1730 waren auch zwei seiner Brüder in dieser Firma tätig: Georg Heinrich in Cádiz, Hermann auf Reisen »in den Vizekönigreichen Westindiens«, also im spanischen Amerika.²¹ Hermann Ellermanns Aufenthalt in Amerika war sicherlich illegal, denn die Kolonialmächte verwehrten Fremden den Zutritt zu und direkten Handel mit den überseeischen Besitzungen. Diese merkantilistischen Bestimmungen wurden jedoch häufig umgangen, und hier sehen wir nur ein weiteres Beispiel dieser Praxis. Das internationale Netzwerk der Ellermanns wurde durch die Niederlassung des Bruders Justus in Amsterdam ergänzt.²² Amsterdam war neben Bremen und Hamburg ein weiterer wichtiger Ausfuhrhafen für westfälische Leinen und märkisch-bergische Eisenwaren. Nachdem der älteste Bruder Johann Arnold – vermutlich Ende der 1730er Jahre – nach Hamburg gezogen war, wurde das Handelshaus in Cádiz von Brüdern, Söhnen und Enkeln über Generationen erfolgreich weitergeführt und bestand bis weit ins 19. Jahrhundert.

In der Hansestadt stieg der westfälische Zuwanderer in kürzester Zeit in die Spitze der Kaufmannschaft auf. Mit dieser Niederlassung schlossen solche Kaufmannsfamilien eine bedeutende Lücke in der Wertschöpfungskette, die mit dem Export ihrer heimischen Produkte entstand: Sie waren nicht mehr auf hansische Zwischenhändler angewiesen, die Kommissionen in Rechnung stellten, und mit dem Hamburger Bürgerrecht erwarben sie eine

fragbar. Damit sind die Forscher dem Archivdirektor Dr. Manuel Ravina Martín und seinen engagierten Mitarbeitern besonders verpflichtet.

- 21 Archivo Histórico Provincial de Cádiz (AHPC), Protoc. not., Sign. 1587, fol. 315–317 und Sign. 1593, fol. 763–765. Da der Name Ellermann in den Protokollen der Hamburger Handelskammer vor den 1730er Jahren nicht auftaucht, dürfte diese Familie erst später in Hamburg aktiv geworden sein.
- 22 GAA, Not. Arch., nr. 8155, akte 439 und nr. 12716, akte 101; zwei Testamente Joost Ellermanns vom 22.11.1742 und vom 7.8.1767.

Reihe von Zollprivilegien.²³ Seit 1740 ein Deputierter der Handelskammer, wurde Johann Arnold Ellermann schon 1744 zu deren Präses gewählt. In dieser Funktion warb er mit weiteren Kaufleuten beim Senat um die Gewährung von Subventionen für den Bau besser bewaffneter Handelsfregatten – und sie waren schließlich erfolgreich.²⁴ Der Senat zahlte Zuschüsse für den Bau von mindestens zwölf Schiffen, darunter Ellermanns Fregatte ›Augusta Coeli‹, die er mit seinen Teilhabern Jacob Albert Bolte & Consorten ab 1746 nach Cádiz, nach Malaga und ins fernere Mittelmeer sandte. Zur Erlangung der Subventionen hatten Ellermann und Bolte ihr über 100 Last großes Handelsschiff im August 1745 als »in gutem Defensionsstande« befindlich beschrieben, »fest und massive gebauet, auch mit fester Back und Schantzen nebst [...] Kanonen [...] und benöthigtem Hand-Gewehre so wohl versehen [...], dass der Capitaine solches mit 40 Mann wohl zu defendiren sich getrauet«.²⁵

Neben solcher Lobbyarbeit war Johann A. Ellermann auch direkt in der hansestädtischen Politik aktiv: Von 1752 bis 1761 gehörte er dem Hamburger Verfassungsorgan der Sechziger an.²⁶ Die rasche Integration niederdeutscher Händlerfamilien wie der Ellermanns in die soziale und politische Elite der Stadt wird durch die Ehe von Johann Arnolds Tochter Elisabeth mit dem Senator Nikolaus Kirchhof (1725–1800) beispielhaft belegt.²⁷

Währenddessen florierte auch das Ellermannsche Handelshaus in Cádiz. Johann Heinrich, der Sohn Johann Arnolds, betrieb es mittlerweile mit den ebenfalls in Cádiz etablierten Kompagnons Johann Jakob Schlieper und Christoph Jacob Nopper.²⁸ Einer der Handlungsgehilfen war der spätere Teilhaber Karl Adermann, auf den weiter unten näher eingegangen werden

23 Für betuchte Zuwanderer lutherischer Konfession war die Einbürgerung nur eine mit einer einmaligen Zahlung verbundene Formalität. Weber, *Admiralitätszoll*, S. 91–93, 96f.

24 Commerzbibliothek (CB), Protokolle der Commerzdeputation, Sign. S/599, Bd. Z (1739–1745), fol. 235, 276–279, 299–301. Die Commerzbibliothek ist das Archiv der Hamburger Handelskammer. Ein Auslöser der Forderung nach einer Bewaffnung aus städtischen Mitteln war die Kaperung eines Hamburger Schiffes durch Algerier vor Gibraltar.

25 CB, Protokolle der Commerzdeputation, Sign. S/599, Bd. AA (1745–1749), fol. 70–72, hier fol. 71.

26 Für diesen freundlichen Hinweis danke ich Dr. Frank Hatje (Hamburg).

27 Kirchhof, zugleich ein astronomisch interessierter Gelehrter, hatte sich wenigstens 1787 selbst für längere Zeit in Cádiz aufgehalten. Hans-Dieter Loose, Kirchhof, Nikolaus Anton Johann, Kaufmann, Senator, Gelehrter, in: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon, Bd. 6, Neumünster 1982, S. 147–149; Hans Pohl, Die hansischen Nationen in Cádiz und Málaga im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, in: *Hansische Geschichtsblätter*, 84. 1966, S. 88–101, hier S. 99, 101.

28 Driesch, *Kaufleute*, S. 208f.

soll. Neben dem vom Onkel Georg Heinrich geerbten Haus im Zentrum von Cádiz besaß Johann H. Ellermann 1784 die Hälfte der Saline Nuestra Señora del Pilar in Puerto Real. Die übrigen Anteile gehörten der dort gebürtigen Ines Quintanilla, Schliepers Ehefrau.²⁹ Mit ihren Investitionen in städtische Immobilien und in die nahe gelegenen Salinen unterschieden sich diese deutschen Geschäftsleute in nichts von den wohlhabenderen eingesessenen spanischen Bürgern.³⁰ Wie sein Vater trat auch Johann Heinrich Ellermann als Partienreeder in Erscheinung: Mit den Hamburgern Johann Heinrich Ludendorff, Bruder des in Cádiz niedergelassenen Preußen Otto Friedrich Ludendorff³¹, und Johann Friedrich Böhl, auch vormals dort etabliert, besaß Johann Heinrich Ellermann um 1798/99 das 150-Last-Schiff ›Commercium‹. Die damaligen Kriegswirren begünstigten den direkten Verkehr von Schiffen unter neutraler Hamburger Flagge mit den spanischen Kolonien, und auch die ›Commercium‹ transportierte Ladungen nach Havanna und anderen karibischen Häfen.³²

Viele der in Spanien niedergelassenen deutschen Händler knüpften Eheallianzen mit spanischen Kaufmannsfamilien, was auch den Einstieg in den legalen Direkthandel mit den Kolonien erleichterte – in dieser Hinsicht sind die Ellermanns allerdings weniger repräsentativ. Sie glichen das jedoch aus durch ihre Partnerschaft mit Johann Jakob Schlieper, der ja mit einer Spanierin verheiratet war. Schlieper lohnt gerade wegen seiner Herkunft und seiner familiären Verbindungen einen näheren Blick. Er stammte aus Benfeld im Elsass, das – ungeachtet der politischen Grenzen – mit der Nordschweiz und Teilen Badens eine der großen Textilregionen Mitteleuropas bildete. Sie erstreckte sich von Neuchâtel (Neuenburg) über Basel und Mühlhausen bis Straßburg.³³ Hier hatte sich besonders die Baumwollverarbeitung entwickelt, und die dort nach den letzten Moden bedruckten Stoffe, ›Indiennes‹ genannt,

29 AHPC, Protoc. not., Sign. 5373, fol. 154–162.

30 Antonio García-Baquero González, *Burguesía mercantil y propiedad urbana en Cádiz durante el siglo XVIII: El rostro de jano de la inversión burguesa*, in: ders., *Comercio y Burguesía mercantil en el Cádiz de la Carrera de Indias*, Cádiz 1989, S. 121–134.

31 AHPC, Protoc. not., Sign. 4534, fol. 599–604, Sign. 410, fol. 327f. Die Ludendorffs stammten aus Stettin; in Cádiz betrieben sie in den 1790er Jahren eine Handelsfirma mit Johann Ernst Roelon aus Uckermünde.

32 Walter Kresse, *Materialien zur Entwicklungsgeschichte der Hamburger Handelsflotte 1765–1823*, Hamburg 1966, S. 166. Die übrigen Eigner waren die Hamburger Kaufleute Emmanuel und Martin Jenisch.

33 Béatrice Veyrassat, *Négociants et fabricants dans l'industrie cotonnière suisse, 1760–1840. Aux origines financières de l'industrialisation*, Lausanne 1982, S. 118. S. auch Olivier Pétré-Grenouilleau, *L'argent de la traite. Milieu négrier, capitalisme et développement: un modèle*, Paris 1996, S. 58.

fanden ihren Absatz im gesamten atlantischen Raum, vor allem über französische und spanische Zwischenhäfen.

Schliepers Tochter Francisca María Schlieper-Quintanilla heiratete 1776 den sehr vermögenden, in Cádiz etablierten Franzosen Prudencio Benjamín Delaville. Sie brachte eine Mitgift in der stattlichen Höhe von 60.559 Pesos mit.³⁴ Unter den Eheschließungen innerhalb der spanischen Kaufmannschaft wies nur etwa ein Fünftel Mitgiften von über 5.000 Pesos auf; bei den Nicht-Spaniern galt das immerhin in mehr als der Hälfte der Fälle.³⁵ Die Summe von gut 60.000 Pesos war auf jeden Fall ungewöhnlich hoch. Dies zeigt zum einen die starke Stellung der Ausländer in Cádiz, zum andern aber vor allem auch das finanzielle Gewicht von Ellermanns Kompagnon Hermann Schlieper. Das Unternehmen der beiden vertrat die Textilregionen des Elsass und Westfalens, die mit ihren Produkten Kattun und Leinen komplementär waren. Als Prudencio Delaville 1793 für die von ihm angestrebte Naturalisierung vor den spanischen Behörden seine Vermögensverhältnisse offenlegen musste, nannte man ihn den reichsten Mann in Cádiz. Er unterhielt Korrespondenzen mit Häusern in Frankreich, Spanien, den Niederlanden und Deutschland, unter anderen der Firma Rupe in Remscheid, vor allem aber in Nantes.

Sklavenhandel und Proto-Industrien

Nantes war Frankreichs wichtigster Hafen für den atlantischen Sklavenhandel, und Prudencio Delaville entstammte einer der bedeutendsten Sklavenhändlerfamilien dieser Stadt. Mit seinem Bruder Armand François arbeitete er eng mit der von ihrem Schwager François Deguer geführten Sklavenhandelsfirma Delaville & Cie in Nantes zusammen. Die Delavilles in Nantes und Cádiz transportierten in den 1760er und 1770er Jahren allein im Auftrag der spanischen Compañía Gaditana de Negros etwa 4.000 afrikanische Sklaven nach Kuba und Saint-Domingue, bei einem Einkaufspreis von rund 600 Livres tournois und einem Verkaufspreis von etwa 1.000 Livres.³⁶ Sehr repräsentativ ist das Beispiel Ellermann-Schlieper also, wenn man die familiä-

34 APC, Protoc. not., Sign. 1706, fol. 829–838 u. Sign. 1710, fol. 205–208. Zum Gewicht einer solchen Summe: Der Betrag entsprach damals ca. 121.000 Mark courant. Die monatliche Heuer eines erfahrenen Seemanns lag auf Hamburger Schiffen kaum über 35 Mark, die eines ersten Steuermanns bei 70 Mark.

35 Paloma Fernández Pérez, *El rostro familiar de la metrópoli. Redes de parentesco y lazos mercantiles en Cádiz, 1700–1812*, Madrid 1997, S. 175.

36 Michel Zylberberg, *Une si douce domination: Les milieux d'affaires français et l'Espagne vers 1780–1808*, Paris 1993, S. 190f., 478f., s. dort auch Anm. 55. S. auch Olivier Pétré-Grenouilleau, *Nantes au temps de la traite des noirs*, Paris 1998, S. 229, auch Anm. 7. Zu der spanischen Sklavenhandelskompanie s. Bibiano Torres Ramírez, *La compañía gaditana de negros*, Sevilla 1973.

ren Verflechtungen zwischen räumlich weit voneinander entfernten Wirtschaftszentren aufzeigen will – Verflechtungen, die nur durch die Migration der Protagonisten zwischen den entscheidenden Drehscheiben der Produktion und des Handels möglich wurden.

Die bedeutende Rolle von Franzosen im spanischen Sklavenhandel erklärt sich unter anderem daraus, dass Frankreich und seine kolonialen Eliten im 18. Jahrhundert über das weltweit bedeutendste Plantagenimperium verfügten. Das spiegelte sich auch im hansischen Handel: Hamburgs wichtigster Handelspartner im 18. Jahrhundert war Frankreich, und allein aus Bordeaux importierte man dort vor Ausbruch der Revolution fünfmal mehr Waren als aus allen englischen Häfen zusammen (gemessen am Wert). Wichtigste Importware war Rohrzucker; er machte etwa die Hälfte der französischen Lieferungen aus. Danach folgte Kaffee, und das illustriert, in welchem Ausmaß diese vormaligen Luxusgüter bereits damals dem Massenkonsum zur Verfügung standen.³⁷ Allein Frankreichs karibische Inselkolonie Saint-Domingue deckte etwa drei Viertel des damaligen Weltkonsums an Zucker. Der entsprechende Bedarf der Plantagen an unfreier Arbeit konnte am besten dadurch gedeckt werden, dass das Land sich eine starke eigene Position im transatlantischen Sklavenhandel aufbaute. An afrikanischen Küsten waren dabei Textilien die bei weitem wichtigsten Tauschwaren, und zwar zunehmend bedruckte Baumwollstoffe: eben die bereits erwähnten Indiennes. Hier sollte deshalb ein kleiner Exkurs erlaubt sein, der belegt, dass französische Verbindungen wie die der Familie Schlieper keineswegs Ausnahmen waren, und der Exkurs soll auch eine weitere Gruppe von hochmobilen Kaufleuten beleuchten.

Französische Atlantikhäfen wie Nantes, La Rochelle und vor allem Bordeaux hatten ebenso wie Cádiz eine große Zahl ausländischer Händler angezogen, darunter auch viele Deutsche und Schweizer. Dort waren direkte Beteiligungen am Sklavenhandel noch häufiger anzutreffen, und ein Teil dieser Händler hatte sich auf diesen Sektor spezialisiert. Hierunter firmierten insbesondere Schweizer Textilunternehmer, wie Pourtalès und Rother aus Neuenburg, Bidermann aus Winterthur, Pelloutier, Burckhardt, Kuster und Stechlin aus Basel, die an ihren Heimatorten und teilweise auch im Elsass In-

37 Archives Nationales, Paris, F¹² 566–595 (Commerce et industrie, départements hanseatiques). Das Dokument stammt aus einer vom 30. Juni 1807 in Paris datierenden, im Namen der Hansestädte verfassten Denkschrift, welche die hamburgischen Handelsverluste seit Beginn der Kontinentalsperre deutlich machen sollte. Titel der Aufstellung: »Etat comparatif des importations des ports de France dans le port de Hambourg & toutes les autres puissances en 1788«. Ich danke Dr. Silvia Marzagalli (Nizza) für den Hinweis auf diese Quelle. Eine Auswertung der Hamburger Zollbücher ergibt für das Jahr 1753 einen Faktor von ca. 2,4 zugunsten von Frankreich insgesamt, jedoch bezieht dieser Wert sich nur auf die verzollten Waren. Staatsarchiv Hamburg, Admiralitätskollegium, 371–2, Bd. 18.

diennes für den französischen Sklavenhandel produzieren ließen. Um 1785 lieferte allein Neuenburg mehr als die Hälfte seiner Indiennesproduktion nach Frankreich. Ab den 1760er Jahren hatte man aber auch schon Teile der Produktion direkt nach Nantes verlagert. Wie ein Beobachter damals fand, waren »die Schweizer in Nantes so zahlreich, dass sie einen eigenen Kanton am rechten Loire-Ufer bilden könnten.«³⁸ Diese mobile Wirtschaftselite intensivierte also die Einbindung mitteleuropäischer Regionen in die atlantische Wirtschaft, in welcher der Einsatz von und der Handel mit Sklaven wesentliche Elemente waren. Die direkte und indirekte Beteiligung deutscher und schweizerischer Unternehmer sowie die Bedeutung des Sklavenhandels für die mitteleuropäischen Proto-Industrien ist bislang kaum erforscht.³⁹

Das Beispiel Ellermann-Schlieper zeigte, dass auch deutsche Kaufleute zumindest indirekt involviert waren, und dass dies gerade für die Erfolgreicheren unter ihnen gilt. Das wird durch das Beispiel Friedrich Rombergs unterstrichen. Dieser ›Selfmademan‹ war 1729 in dem kleinen märkischen Ort Sundwig bei Iserlohn geboren. Neben Remscheid war Iserlohn Sitz vieler Kaufleute, die ihr Geld mit dem Export der bergischen und märkischen Eisenwaren und Textilien verdienten.⁴⁰ Wegen seiner ganz auf den Weltmarkt ausgerichteten Wirtschaft nannte man Remscheid gar die ›Seestadt auf dem Berge‹. Mitte der 1750er Jahre war Romberg als junger Kaufmann in Brüssel tätig gewesen und hatte bald ein kleines Vermögen gemacht. Damit baute er ab 1765 ein Transport- und Transithandelsunternehmen auf, das die Österreichischen Niederlande (in etwa das heutige Belgien) mit Deutschland, der Schweiz und Italien verband und gegen 1780 immerhin zwischen 150 und 200 Zugpferde einsetzte. In dieser Zeit, während des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, begann Romberg auch seine Reedereigeschäfte, und zwar unter der neutralen kaiserlichen Flagge, die Ostende damals einen wahren Boom bescherte. Der Erfolg brachte Romberg unter anderem den Titel eines Reichsritters ein.⁴¹ In Flandern existierten schließlich vier rombergi-

38 Thomas David/Bouda Etemad/Janick Marina Schaufelbuehl, *Schwarze Geschäfte. Die Beteiligung von Schweizern an Sklaverei und Sklavenhandel im 18. und 19. Jahrhundert*, Zürich 2005, S. 20–25, Zitat S. 25.

39 Es sind jedoch jüngst in der Schweiz zwei wegweisende Arbeiten hierzu erschienen, deren Autoren sich den Herausforderungen weit verstreuten und schwer zugänglichen Archivmaterials gestellt haben, vor allem die Studie von David/Etemad/Schaukelbuehl, *Schwarze Geschäfte*, sowie Nikolaus Stettler/Peter Haenger/Robert Labhardt, *Baumwolle, Sklaven und Kredite. Die Basler Welthandelsfirma Burckhardt & Cie in revolutionärer Zeit*, Basel 2004.

40 Wilfried Reininghaus, *Die Stadt Iserlohn und ihre Kaufleute (1700–1815)*, Münster 1995.

41 Françoise Thésée, *Négociants bordelais et colons de Saint-Domingue. Liaisons d'habitation. La maison Henry Romberg, Babst & Cie. 1783–1793*, Paris 1972, S. 23f. Hierzu auch Herbert Lüthy, *La Banque Protestante en France de la Révocation de*

sche Unternehmen: in Ostende die von seinem ältesten Sohn Frédéric geführte Firma Frédéric Romberg fils & Ricour, in Brügge eine Seeversicherung, in Gent die auf den Sklavenhandel nach Saint-Domingue und Kuba spezialisierte Gesellschaft Romberg & C^{ie}, und in Brüssel eine von dem jüngeren Sohn Henry geleitete Indiennesfabrikation. Ohne Zweifel waren deren Erzeugnisse überwiegend für das Tauschgeschäft an den afrikanischen Küsten bestimmt. Die Rombergs hatten außerdem in die Textilbleichen von Stephanopel bei Iserlohn investiert. Der Giebel des dort erhaltenen Kontorhauses ist bis heute mit Schiffen geziert, die das Kap der Guten Hoffnung umfahren⁴² – auf dem Rückweg von den beiden französischen Zwischenhandelsplätzen im Indischen Ozean, der Ile de Bourbon (heute La Réunion) und der Ile de France (heute Mauritius). Dort nahmen Friedrich Rombergs Schiffe Sklaven aus Mosambik auf. Im Jahre 1783 gründete er mit den Brüsseler Bankiers Gebrüder Walckiers und seinem bisherigen Mitarbeiter Georg Christoph Bapst die Firma Romberg, Bapst & C^{ie}, ansässig in Bordeaux und geführt von Bapst und Henry Romberg. Mit den von Bapst, von den Walckiers und von Romberg zu gleichen Teilen aufgebrauchten 600.000 Livres verfügte die Firma über eine außergewöhnlich gute Kapitalausstattung, selbst für ein so kapitalintensives Geschäft wie den Sklavenhandel.⁴³

Innerhalb weniger Jahre wurde sie nicht nur zum größten Bordelaiser Unternehmen dieses Sektors. Vielmehr besaß oder verwaltete sie außerdem auf Saint-Domingue nicht weniger als 20 Plantagen, die vor allem Baumwolle und den für die Baumwollfärberei (›Indiennage‹) wichtigen Farbstoff Indigo lieferten. Rombergs jüngster Sohn Ferdinand und der Buchhalter Schwedler hielten sich 1788/89 dort auf.⁴⁴ Für die Reederei sind bislang 14 Fahrten nach Afrika bzw. nach den Inseln Bourbon und Réunion bekannt. Allein ihr Schiff ›Reine de Juda‹ hatte 1785 auf der Fahrt vom westafrikanischen Porto-Novo über 290 Afrikaner an Bord, die ›Arada‹ bei einer späteren Fahrt sogar 400.⁴⁵ Rombergs Firma geriet allerdings durch die allgemein zu-

l'Edit de Nantes à la Révolution, Paris 1959 u. 1961, Bd. 2, S. 653. Es wäre naheliegend, eine Verwandtschaft mit der Familie des westfälischen Grubenunternehmers Gisbert von Romberg zu vermuten. Eine solche bestand jedoch nicht. Für diesen freundlichen Hinweis danke ich Prof. Wilfried Reininghaus (Staatsarchiv Düsseldorf).

42 Reininghaus, Die Stadt Iserlohn, S. 177.

43 Thésée, *Negociants*, S. 26f. Von den 23 Nantaiser Reedereien, die Jean Meyer für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts untersucht hat, verfügten nur zwei über ein Startkapital von mehr als 200.000 Livres. Jean Meyer, *L'armement nantais dans la deuxième moitié du XVIIIe siècle*, Paris 1969, S. 117. Die 600.000 Livres der Rombergschen Firma entsprachen ca. 306.000 Mark courant; s. hierzu Anm. 34.

44 Thésée, *Negociants*, S. 95f., 138.

45 Eric Saugera, *Bordeaux port négrier. Chronologie, économie, idéologie, XVIIe–XIXe siècles*, Biarritz–Paris 1995, S. 351–362; Thésée, *Negociants*, S. 29, 84.

nehmende Überschuldung und Zahlungsunfähigkeit vieler Plantagenbesitzer und durch den Aufstand der Sklaven auf Saint-Domingue (ab 1791), der dann in die Haitianische Revolution mündete, in einen Strudel, aus dem selbst der ebenfalls in Bordeaux etablierte Kaufmann, Reeder und kaiserliche Konsul Johann Jakob von Bethmann sie nicht retten konnte. Bethmann, ein Bruder der Frankfurter Bankiers Bethmann, machte dabei einen Millionenverlust.⁴⁶ Er war nicht der einzige Finanzier internationalen Rangs, der sich am Versuch der Rettung von Rombergs Imperium beteiligt hatte, und allein das zeigt, welche Bedeutung die Plantagenwirtschaft für die europäische Geschäftswelt hatte.

Außer den Rombergs waren in Bordeaux auch hamburgische Kaufleute als Sklavenhändler tätig, so die dort etablierten Dravemann und Overmann.⁴⁷ Daneben war der Schweizer Johann Rudolf Wirtz aktiv⁴⁸, der zeitweise als Agent der für den Sklavenhandel geschaffenen Compagnie Royale de la Guyane fungierte. Im Zusammenhang der Versorgung eines Handelspostens an der Senegalküste korrespondierte er auch mit dem oben erwähnten Juan Cologan auf Teneriffa.⁴⁹ Hier schließt sich also ein Kreis zum spanischen Handel, und damit soll dieser Exkurs enden, um sogleich nach Cádiz zurückzukehren.

›Go West‹

Cádiz hatte seit dem späten 17. Jahrhundert einen immer größeren Teil des spanischen Atlantikhandels an sich gezogen und war 1717 auch offiziell zum Monopolhafen für diesen Handel geworden. In der Zeit von 1680 bis 1820, als der Verlust der amerikanischen Festlandskolonien dem Monopol des spanischen Amerikahandels ein Ende gesetzt hatte, waren dort über 220 deutsche Kaufleute fest etabliert gewesen. Diese Zahl bezieht sich nur auf die Inhaber bzw. Teilhaber deutscher Handelshäuser. Wären Buchhalter, Lehrlinge und Familienangehörige einbezogen, läge sie um mindestens 50 Prozent darüber. Sowohl die italienische als auch die besonders erfolgreiche französische Händlerkolonie waren sogar um ein Vielfaches größer als die deut-

46 Es war eine der spektakulärsten dieser an Pleiten reichen Zeit. Bei Liquidierung der Konten ergab sich 1807 ein Gesamtverlust von 34 Millionen Livres. Thésée, *Negotiants*, S. 195–197. S. auch Wolfgang Henninger, *Johann Jakob von Bethmann 1717–1792. Kaufmann, Reeder und kaiserlicher Konsul in Bordeaux*, Bochum 1993.

47 Saugera, *Bordeaux port négrier*, S. 351–362.

48 Ebd.

49 AHPSC, Archivo Zárate-Cologan, Sección 6.8, *Libros Copiadores de Cartas de la Compañía Juan Cologan e Hijos*, Sign. 121 (Okt. 1777–April 1782), Briefe J.-R. Wirtz' an Cologan vom 23.3.1779 u. 11.2.1780, Brief Cologans an die Compagnie Royale de la Guyane vom 17.10.1779.

sche.⁵⁰ Was hatte Händler in so ansehnlicher Zahl an diesen Ort gezogen? Es müssen in erster Linie die vergleichsweise hohen Preise gewesen sein, die sie hier für ihre Waren erzielen konnten.

Die Ursache hierfür lag in dem weltweiten West-Ost-Gefälle des Preis- und Lohnniveaus, das von Wirtschaftshistorikern gemeinhin unter dem Begriff der frühneuzeitlichen ›Preisrevolution‹ beschrieben wird – ein Begriff, der auf Earl Hamiltons Beschäftigung mit dem Phänomen zurückzuführen ist.⁵¹ Dieses Gefälle wurde vor allem von der Edelmetallflut ausgelöst, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach der Entdeckung reicher Silbervorkommen in Mexiko (Zacatecas) und Peru (Potosí) eingesetzt hatte und sich von dort über Spanien bis ins mittlere und östliche Europa und schließlich bis nach Asien ergoss. Von 1500 bis 1800 dürften im iberischen Amerika mindestens 90.000 Tonnen Rechensilber⁵² gefördert worden sein. Das entspricht im Schnitt 300 Tonnen pro Jahr und damit in diesen drei Jahrhunderten etwa 80 bis 85 Prozent der Weltproduktion. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts stieg dieser Anteil gar gegen 90 Prozent.⁵³ Bereits die Wirtschaftsdenker des 16. Jahrhunderts waren sich bewusst, dass Geld wie eine Ware zu betrachten ist und sein Wert mit zunehmender Münzmenge sinken muss.⁵⁴ Heute wird freilich eine von Hamilton abweichende multi-kausale Erklärung bevorzugt, die auch steigende Umlaufgeschwindigkeit, Zunahme des Buchgeldes, Bevölkerungswachstum und andere Faktoren mit einbezieht, doch das Phänomen bleibt dasselbe: Die Inflation breitete sich mit dem Gelde selbst aus. An seiner Quelle, also in den Minenregionen der Neuen Welt, zahlte man die höchsten Preise (und Löhne) überhaupt. »Bei der Belieferung von Bergbauzentren wie Potosí wurden angeblich Profite bis zu 1.000 Prozent erzielt, 300–400 Prozent galten aber bereits auf der Messe von Portobello

50 S. Bustos Rodríguez, *Comerciantes*.

51 Earl J. Hamilton, *American Treasure and the Price Revolution in Spain, 1501–1650*, Cambridge, MA 1934; ders., *War and Prices in Spain, 1651–1800*, Cambridge, MA 1947. S. auch Renate Pieper, *Die Preisrevolution in Spanien (1500–1640)*. Neuere Forschungsergebnisse, Stuttgart 1985.

52 In Amerika wurde – bezogen auf das Gewicht – rund zehnmal mehr Silber als Gold gefördert, wobei Gold etwa den zehnfachen Wert des Silbers besaß. Das Rechensilber ergibt sich aus dem Gewicht des gewonnenen Silbers zuzüglich dem Silbergewicht, welches dem Wert des gewonnenen Goldes entspricht. S. Wolfgang Reinhard, *Geschichte der europäischen Expansion*, 4 Bde., Stuttgart 1983–1990, hier Bd. 2, S. 108.

53 Wolfgang Reinhard, *Parasit oder Partner? Europäische Wirtschaft und Neue Welt, 1500–1800*, Münster 1997, S. 41.

54 Die moderne Geldmengentheorie wurde erstmals bereits um 1550 von dem basisch-spanischen Theologen Martín de Azpilcueta und dann ausführlicher von dessen Landsmann Tomás de Mercado formuliert, und nicht, wie noch immer häufig verbreitet wird, von Jean Bodin (1530–1596).

als normal.«⁵⁵ Noch Alexander von Humboldt stellte auf seinen Reisen fest, die mexikanischen Bergleute seien die bestbezahlten der Welt. Löhne und Preise sanken in Richtung Osten weiter: In Cádiz und Sevilla, wo die Galeonen mit den Silberfrachten ankamen, waren sie höher als in Nordspanien, und sie sanken über Frankreich nach den Niederlanden und Italien. Noch niedriger waren Löhne und Preise im Alten Reich, und dies ist der entscheidende Punkt: Mitteleuropa war ein Niedriglohnland, das seine Produktion auf die westlichen Märkte mit ihrem hohen Preisniveau ausrichtete, und wer als Hersteller und Händler sein Vertriebsnetz für eigene Waren am weitesten nach Westen hin ausdehnen konnte, durfte die besten Gewinne erwarten. Der westlichste Ort für einen legalen Handel mit dem spanischen Amerika aber war Cádiz.⁵⁶

Und so etablierten sich hier nicht nur Kaufleute aus den Hansestädten und anderen großen Seehäfen, sondern auch aus dem Hinterland bis hin zur Schweiz. Neben den Ellermanns siedelten sich weitere westfälische Händler an: Hubert Burghorst (schon vor 1670) und Johann Bruyns (ca. 1706) aus dem münsterländischen Vreden, Konrad Rondemont aus Recklinghausen (um 1690), der Osnabrücker Johann van Lochten (um 1690), der Töddenhändler Karl Weerkamp (wahrscheinlich aus Hopsten, vor 1745)⁵⁷ und die Brockmanns aus Bielefeld (ab 1774), die auch familiäre Verbindungen nach Teneriffa aufbauten. Kartiert man die Herkunftsorte aller von 1680 bis 1830 in Cádiz etablierten deutschen Händler, bilden sich auffallende geographische Cluster heraus. Für diesen Zeitraum sind insgesamt 239 Deutsche nachweisbar, und von 227 ist der Heimatort bekannt. Neben Hamburg (von dort stammten knapp 90) sind die sehr verdichteten Herkunftsgebiete um Bielefeld und Osnabrück zu nennen, das Ammer- und Loisachtal, das Grödnertal und vor allem der kleine böhmische Leitmeritzer Kreis. Ebenfalls deutlich erkennbare, aber weniger dicht vertretene Gebiete waren der Niederrhein (mit Remscheid) und der deutsche Südwesten zwischen Neckar, Rhein und Bodensee. Jedes dieser Gebiete erzeugte bestimmte – allesamt arbeitsintensive – proto-industrielle Güter: Westfalen und der Niederrhein die erwähnten

55 Reinhard, *Expansion*, Bd. 2, S. 105. Der Hafen Portobello liegt an der Ostküste Panamas; von dort wurden die Waren auf Maultieren über den Isthmus transportiert und dann entlang der Pazifikküste bis Peru und Chile verschifft.

56 Vor Cádiz war Sevilla Spaniens Monopolhafen für den Amerikahandel gewesen, und in dieser Zeit war eben Sevilla der Magnet. Vgl. Hermann Kellenbenz/Rolf Walter (Hg.), *Oberdeutsche Kaufleute in Sevilla und Cadiz (1525–1560)*. Eine Edition von Notariatsakten aus den dortigen Archiven, eingeleitet von Rolf Walter, Stuttgart 2001.

57 Zu den Töddenhändlern s. vor allem Hannelore Oberpenning, *Migration und Fernhandel im »Tödden-System«: Wanderhändler aus dem nördlichen Münsterland im mittleren und nördlichen Europa des 18. und 19. Jahrhunderts*, Osnabrück 1996. Auf Weerkamp soll weiter unten nochmals eingegangen werden.

Leinen, die Region um Gladbach auch Seide, um den Bodensee Leinen (von St. Gallen bis Lindau). Der Schwarzwald war mit Händlern aus Pforzheim und Neukirch bei Furtwangen vertreten, und da die Schwaben Tüftler sind, war es hier mit der Weberei alleine nicht getan.

Wie in vielen anderen Gewerberegionen hatte auch der Schwarzwald in den Jahrzehnten nach Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 eine beachtliche quantitative und qualitative Entwicklung erfahren. Hier basierte sie vor allem auf der hausindustriellen Uhrenfertigung, die um 1720 einen nochmaligen beachtlichen Schub erhielt. Den führt man namentlich auf Simon Dilger und Franz-Josef Ketterer aus Furtwangen zurück, beide aus dem Drechslerhandwerk kommend. Ketterer fertigte erstmals 1730 jenen Blasebalg an, »mit dem sich die große Terz des Kuckucksrufes imitieren ließ«, montierte ihn in die Mechanik einer Spieluhr und legte damit den Grundstein für einen bis heute andauernden Exporterfolg.⁵⁸ Die damaligen Kuckucksuhren waren freilich nicht in der Form von Spielzeughäuschen gestaltet, wie wir es heute kennen (ein im 19. Jahrhundert entworfenes Modell, am Vorbild des Wärterhauses der Württembergischen Staatsbahnen orientiert), sondern man fertigte Schilderuhren, deren Schauseite mit üppiger Barockmalerei dekoriert war. Außerdem gab es ein breites Sortiment anderer Mechaniken: Glockenspiele, bewegte Figuren etc. Die Zeitgenossen waren besonders von den Produktionsziffern beeindruckt, die um 1800 knapp 150.000 und um 1840 über 550.000 Uhren pro Jahr erreichten.⁵⁹ Die Vertreter dieser Gewerbe firmierten in Cádiz als ›Relojeros‹: Uhrenmacher und Uhrenhändler.

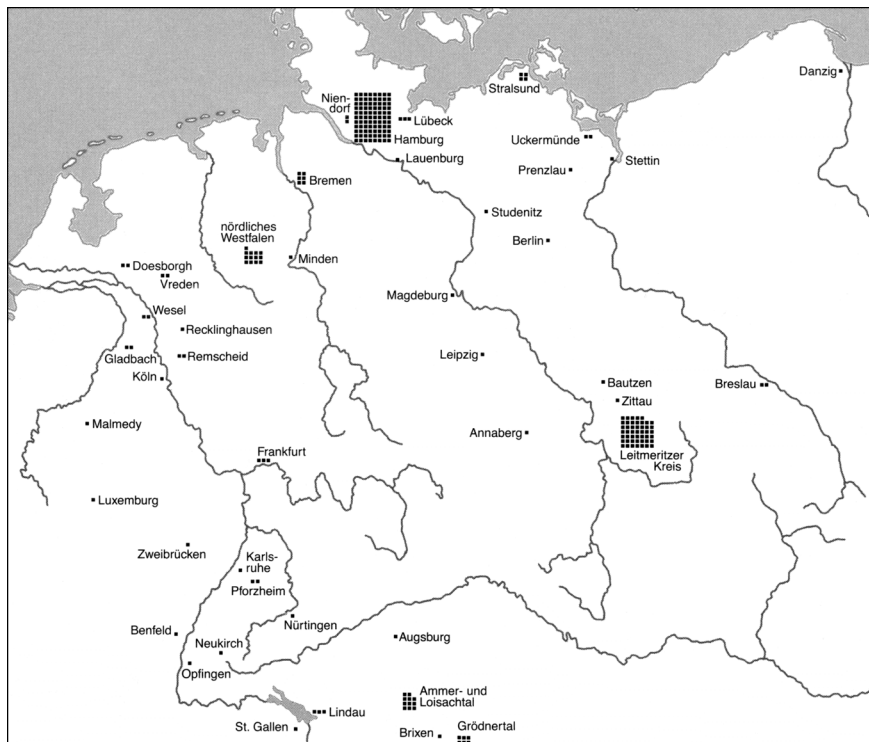
Holz war auch der Rohstoff für die Gewerbe im bayerischen Ammertal und im Tiroler Grödnertal. Bis heute sind Orte wie Oberammergau oder St. Christina für die handgeschnitzten Heiligenfiguren, Kruzifixe und andere Devotionalien bekannt. Was heute von Kunstsammlern als Kostbarkeiten des Bauernbarocks gesucht wird, wurde in einer Landesbeschreibung Tirols von 1843/44 in Zentnern bemessen: »Die Holzfigurenschnitzerei bildet in St. Ulrich und in St. Christina einen bedeutenden Industriezweig. Schon in früher Jugend werden die Talbewohner hierin unterrichtet und [...] erlangen sodann eine außerordentliche Fähigkeit. Ihre Figürchen wandern mittels der Hauptverleger weit und breit in die Welt hinaus, selbst nach Amerika, jährlich ungefähr 2.400 Zentner mit einem Erlös von 80.000 Gulden.«⁶⁰ Diese Ar-

58 Alfred Behr, Warum die Schwaben Tüftler sind, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.3.2002, S. 12. Zu Ketterer (1676–1753) s. auch Richard Mühe/Helmut Kahler, Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen. Die Geschichte der Uhr, München 1983, S. 124.

59 Richard Mühe/Helmut Kahler, Deutsches Uhrenmuseum Furtwangen (Museumsführer, April 1987), München 1987, S. 69.

60 Diese Beschreibung ist zitiert bei Erich Egg, Manufakturen in Tirol. Zur Wirtschaftsgeschichte Tirols im Vormärz, in: Franz Huter/Georg Zwanowetz (Hg.), Erzeugung,

Karte: Herkunftsorte der deutschen Kaufleute in Cádiz, 1680–1830



Diese Karte zeigt die Herkunftsorte von 227 der insgesamt 239 erfassten Kaufleute. Jedes Quadrat repräsentiert einen ausgewanderten Händler.

Quelle: Klaus Weber, *Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel 1680–1830. Unternehmen und Familien in Hamburg, Cádiz und Bordeaux*, München 2004, S. 402.

tikel fanden im katholischen Spanien und seinen Kolonien einen sicheren Absatz.

Mit den Ellermanns ist bereits auf die Händler aus der Region Osna-brück eingegangen worden. Die ›Töddenhändler‹, aus dem eng umrissenen Gebiet um Hopsten, Mettingen und Ibbenbüren stammend, betrieben einen Wanderhandel mit Leinen und Eisenwaren, der sich im 18. Jahrhundert über ganz Nordeuropa erstreckte. Weerkamp bietet den Beleg dafür, dass es auch bei den Tödden zumindest vereinzelt direkte Verbindungen zum Großhan-

Verkehr und Handel in der Geschichte der Alpenländer, Innsbruck 1977, S. 125–145, hier S. 141; s. auch Marina Demetz, *Hausierhandel, Hausindustrie und Kunstgewerbe im Grödnertal vom 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert*, Innsbruck 1987.

del in den hispanischen Raum gab. Er war seit 1755 in Cádiz mit dem Remscheider Großhändler Peter Hasenclever und dem ursprünglich aus Stralsund stammenden Hanseaten Heinrich Böhl assoziiert und betrieb die Geschäfte dieser Firma später in Hamburg. In dieser Zeit betrieb die Familie Weerkamp in ihrem Heimatort Hopsten eine Leinenbleiche, die auch von anderen Großhändlern genutzt wurde.⁶¹ Dies ist ein weiteres Beispiel dafür, wie sich in Cádiz die Vertreter von Regionen verbanden, die mit ihren Produkten komplementär waren: Eisenwaren aus Remscheid und Umgebung, aus Stralsund Segeltuch und Getreide⁶² sowie Leinen aus dem Westfälischen.

Ein besonders interessantes Herkunftsgebiet ist Böhmen. Von dort stammten knapp 50 der erfassten Kaufleute; es war nach Hamburg die in Cádiz am stärksten vertretene Region. Ihr renommiertestes Exportprodukt war Kristallglas, von luxuriösen Leuchtern oder Spiegeln über Karaffen und Prunkpokale bis zu gewöhnlichen Gläsern und Flaschen. Außerdem handelten sie aber auch mit bedeutenden Mengen böhmischer Leinen und Eisenwaren und mit englischen Manufakturwaren. Die Struktur der böhmischen Kolonie unterschied sich etwa von der hanseatischen und westfälischen durch den mittelständischen Charakter der Firmen. Keine war der Größe nach auch nur annähernd so bedeutend wie etwa Ellermann, Schlieper & Cía oder wie die Hamburger Gebrüder Böhl (dies war das nach den Ellermanns erfolgreichste deutsche Unternehmen in Cádiz). Was den Böhmen an Größe und Kapitalkraft abging, machten sie durch eine enge familiäre und geschäftliche Vernetzung untereinander und durch Flexibilität wett. Eheallianzen und wechselseitige Beteiligungen minderten die Geschäftsrisiken und senkten auch für diese kleinen Firmen die Transaktionskosten, z.B. durch gemeinsamen Versand der Waren.

Die böhmische Präsenz auf der Iberischen Halbinsel beschränkte sich nicht auf Cádiz. Seit den 1730er Jahren gründeten die Böhmen weitere Handelsniederlassungen in Porto, Lissabon, Sevilla, Jerez de la Frontera, Madrid, Barcelona, Bilbao, Santander, Ferrol, Vigo, Malaga, Alicante, Valencia, Carta-

61 Hubert Rickelmann, *Die Tüötten in ihrem Handel und Wandel und die Wolle- und Leinenerzeugung im Tecklenburger Land*, Paderborn 1976, S. 77, 88, 180. Die Herkunft Karl Weerkamps aus der Hopstener Töddenhändlerfamilie Weerkamp alias Veerkamp ist nicht direkt belegt, aber als sicher anzunehmen. In den 1780er Jahren gehörte die Pogge-Veerkampsche Kompanie zu den bedeutendsten Firmen der Töddenregion; s. Oberpenning, *Neue Forschungen zum Handel der Tödden*, S. 60; Adolf Hasenclever, *Peter Hasenclever aus Remscheid-Ehringhausen, ein deutscher Kaufmann des 18. Jahrhunderts*, Gotha 1922, S. 22.

62 Stralsund war nach Danzig, Königsberg und Stettin der wichtigste Lieferant dieser für die westlichen Seemächte lebenswichtigen baltischen Produkte. In Cádiz waren auch Händler aus Danzig und Stettin etabliert. Hierzu s. auch David Ormrod, *The Rise of Commercial Empires. England and the Netherlands in the Age of Mercantilism, 1650–1770*, Cambridge 2003, S. 150.

gena und Granada⁶³ sowie in Valladolid, Burgos und Vitoria.⁶⁴ Von diesen Filialen setzten sie das fort, womit der böhmische Glashandel im 17. Jahrhundert überhaupt seinen Anfang genommen hatte: mit flächendeckendem Hausierhandel bis in entlegene Dörfer.⁶⁵ Von 1784 bis 1787 unterhielt die in Cádiz etablierte Firma der Familien Rautenstrauch und Frauenfeld gar eine Vertretung im peruanischen Lima und ab 1787 in Mexiko Stadt, wobei man mit Hilfe spanischer und mexikanischer Partner (oder Strohmänner) die Monopolbestimmungen umging.⁶⁶

Es war also der Weltmarkt, von dem das böhmische Glasgewerbe und seine um 1800 rund 40.000 Beschäftigten lebten.⁶⁷ Viele der auswärts etablierten Händler waren zugleich Verleger und Teilhaber an diesen Gewerben und damit in großem Ausmaß Eigentümer und Auftraggeber der Glashütten, Glasbläsereien und -schleifereien. Besonders die Böhmen reisten wegen dieser Beteiligungen sehr häufig in die Heimat, wie z.B. Josef Frauenfeld aus Haida (heute Nový Bor): »Die Liquidierung der Konten erfolgt immer in der obgenannten Stadt Haida im Königreiche Böhmen, gemeinsam mit den übrigen Teilhabern, die dort leben. So können die Stimmrechte und der Überblick über die Konten der verschiedenen Niederlassungen gewahrt bleiben.«⁶⁸

63 Edmund Schebek, *Böhmens Glasindustrie und Glashandel. Quellen zu ihrer Geschichte*, Prag 1878, Neudruck Frankfurt a.M. 1969, S. 62, 138; Otto Quelle, *Die Faktoren der sudetendeutschen Glashändler in Spanien und Portugal*, in: *Ibero-amerikanisches Archiv*, 11. 1937/38, S. 387–391, hier S. 388.

64 Archivo Foral, Bilbao (AFB), Sección judicial, Fondo corregimiento, Sign. 0828/012, fol. 51. Archivo Histórico Provincial, Bilbao, Fondo protocolos notariales, cajón 4420, fol. 39. Außerdem entstanden Filialen in Hamburg, Kopenhagen, Amsterdam, Rotterdam, Haag, Triest, Ancona, Neapel, Palermo und Lissabon. Weiterhin sind böhmische H-äuser in Utrecht, Mailand, Riga, in Smyrna (dem heutigen Izmir) und in Konstantinopel bekannt. Hierzu Schebek, *Glasindustrie*, S. 63, 76, 138f.

65 AFB, Sección municipal, Fondo corregimiento, Sign. 1549/014.

66 Schebek, *Glasindustrie*, S. 63, 88–91. S. auch Simona Binková, *La independencia de México vista desde Bohemia. La correspondencia comercial de Hiecke, Rautenstrauch, Zincke y Cía. en los años 1820–1825*, in: *Ibero-Americana Pragensia*, 29. 1995, S. 189–199, hier S. 190; Bohumil Badura, *Apuntes sobre los orígenes del comercio vidriero entre Bohemia y México (1787–1839)*, in: *Historica*, 9. 1964, S. 69–134.

67 Arthur Salz, *Geschichte der Böhmisches Industrie in der Neuzeit*, München/Leipzig 1913, S. 266; Arnost Klíma, *Glassmaking Industry and Trade in Bohemia in the 17th and 18th Centuries*, in: *Journal of European Economic History*, 13. 1984, H. 3, S. 499–520, hier S. 519.

68 »...mi caudal, bienes, intereses, y dependencias de mi comercio se deducirá individualmente de los libros de nuestro comercio, y liquidaciones de cuentas que se hacen siempre en la prenotada Ciudad de Hayde Reyno de Bohemia en reunion de los demas socios que ally residen, por tener los principales votaciones, y cuentas con los diferentes Establecimientos repartidos.« AHP, Protoc. not., Sign. 5820, fol. 466–470. Die Firma unterhielt zu dieser Zeit eine Filiale in Madrid, das Haus Scheinert &

Diese sehr weitgehende vertikale Integration war ein allgemeines Merkmal der frühneuzeitlichen deutschen Exportwirtschaft und ein Teil des Erfolgsrezepts. Noch den wilhelminischen Textilindustrien des späten 19. Jahrhunderts konzidiert der britische Historiker John C. Brown eine den englischen überlegene vertikale Integration und erklärt damit ihre Konkurrenzfähigkeit.⁶⁹ Mit dieser Integration kompensierte man die Nachteile, die der offizielle Ausschluss von den überseeischen Gebieten der Kolonialmächte mit sich brachte. Die Nähe zum Markt ermöglichte auch den Böhmen schnelle Reaktionen auf Veränderungen, und die Glashütten waren eng an die bis ins Detail gehenden Weisungen von außen gebunden. »Diese Bestimmungen waren nötig, weil der Geschmack nicht in Böhmen gemacht, sondern von der großen Welt diktiert wurde.«⁷⁰

Integration und wechselseitige Akkulturation

Neben dem mittelständischen Format und der enormen Flexibilität und Mobilität fällt die strikte Endogamie der Böhmen auf, die eigentlich im Widerspruch zur Mobilität stehen müsste. Selbst gegenüber den übrigen deutschen Kaufleuten, die ja in Cádiz häufig geschäftliche Querverbindungen zwischen ihren unterschiedlichen Herkunftsregionen knüpften, bildeten sie eine weitgehend abgeschlossene Gruppe. Eine ältere Darstellung gibt den Eindruck wieder, den ihre Niederlassungen auf Außenstehende machten: »Die Abgeschlossenheit, die feste Tagesordnung, die strenge Disciplin, die Ausschließung von Frauen und die geistlichen Übungen, die [...] in denselben eingeführt waren, laßen uns eher an ein Kloster, als an ein Kaufhaus denken.«⁷¹

Obwohl durchweg katholisch, ist von den Böhmen bis 1800 keine einzige Ehe mit einer Spanierin bekannt. Solche Verbindungen waren selbst bei

Co. in Hamburg und eine Filiale »en America«. Es handelte sich dabei sicher um die Filiale in Mexiko, wo Frauenfeld 1831 starb (fol. 466).

69 John C. Brown, *Market Organization, Protection, and Vertical Integration: German Cotton Textiles before 1914*, in: John Komlos/Scott Eddie (Hg.), *Selected Cliometrical Studies on German Economic History*, Stuttgart 1997, S. 101–109, hier S. 102f. Außerdem profitierten die deutschen Standorte noch immer von den relativ niedrigen Lohnkosten, die um diese Zeit um ein Viertel unter den englischen lagen. Die Ursachen hierfür mögen um 1900 allerdings andere gewesen sein als in den vorangegangenen Jahrhunderten. Deutschland war damals nach England der zweitgrößte Exporteur von marktfertiger Baumwollbekleidung; bei den weniger lohnintensiven Garnen und unverarbeiteten Stoffen war es allerdings kaum konkurrenzfähig; s. S. 101. Außerdem John C. Brown, *Imperfect Competition and Anglo-German Trade Rivalry: Markets for Cotton Textiles before 1914*, in: *Journal of Economic History*, 55. 1995, S. 494–527.

70 Salz, *Geschichte der böhmischen Industrie*, S. 252.

71 Schebek, *Glasindustrie*, S. LXII.

den lutherischen Hanseaten relativ häufig. Die Böhmen heirateten vielmehr Partnerinnen aus der Heimat, die aber mit den Kindern meist dort blieben. Der Grund war wohl das im Herkunftsgebiet bis 1781 geltende gutsherrschaftliche System, das die Ehe mit Partnern von außerhalb der eigenen Grundherrschaft nur im Ausnahmefall erlaubte.⁷² Hier liegt sicher auch eine wichtige Ursache für die sehr engen Rückbindungen des Glashandels an die Herkunftsorte. Sobald jedoch die Restriktionen fielen, änderte sich auch das Geschäftsverhalten. Mit der Bauernbefreiung von 1781 wurden auch Frauen geschäftsfähig und vor allem erbberechtigt, und Gattinnen, Mütter und Schwestern der Glashändler waren nun zunehmend an den weit entfernten Handelsniederlassungen beteiligt. Den Familienvater aber sahen viele Frauen und Kinder nur bei seinen kurzen Aufenthalten in Böhmen. Dieses Beispiel zeigt, wie sehr die politische Verfassung in der Heimat die Struktur des von dort ausgehenden Fernhandels prägen konnte – man fand eben auch unter widrigen Umständen eine geeignete Form, die bisweilen sogar Vorteile mit sich brachte; hier war es die intensive Rückbindung an die heimischen Gewerbe und sozialen Netzwerke. Die weitgehende Beschränkung auf Eigenkapital bewahrte die Böhmen denn auch vor den Konkurswellen, die während der Französischen Revolution und der Napoleonischen Zeit den Seehandel plagten. Das Beispiel belegt aber auch, dass liberalere Praktiken sich Bahn brachen, sobald die Gesetze es erlaubten.

Der ständige Austausch zwischen den spanischen und böhmischen Orten hatte schließlich auch kulturell einen gewissen Einfluss auf die Region Haida. Die ursprünglich amerikanische Tomate soll hier erst durch die Glashändler heimisch geworden sein.⁷³ Ein anderer Versuch zur Bereicherung der heimatlichen Tafel schlug allerdings fehl: Da sie nun die südliche Lebensweise gewohnt seien, ersuchten die Händler den Kaiser in Wien um Genehmigung der Einfuhr eines gewissen Quantum südlicher Weine, doch »der gute Kaiser Franz gab darauf den lakonischen Bescheid: ›Sie sollen Österreicher Wein trinken, ich trinke auch nur solchen.«⁷⁴ Außerdem taten die Glashändler sich als Spender und Mäzenaten hervor. Der Kirche von Langenau, nahe Haida, vermachten sie eine Kreuzesabnahme des spanischen Meisters Murillo. Aus Sevilla erhielt der Ort einen »weißseidenen, reich mit

72 Sheilagh C. Ogilvie, *Communities and the »Second Serfdom« in Early Modern Bohemia*, in: *Past & Present*, 187. 2005, S. 69–119, hier S. 98–103; Pavel Himl, *Die ›armen Leüte‹ und die Macht. Die Untertanen der südböhmischen Herrschaft Český Krumlov/Krumau im Spannungsfeld zwischen Gemeinde, Obrigkeit und Kirche (1680–1781)*, Stuttgart 2003, S. 72–74.

73 Schebek, *Glasindustrie*, S. 142, Anmerkung.

74 Salz, *Geschichte der böhmischen Industrie*, S. 275. Die Angabe ist leider nicht genauer datiert. Franz II. regierte 1792–1806 als letzter Kaiser des alten deutschen Reiches und dann als österreichischer Kaiser Franz I. bis 1835.

Gold gestickten Fest-Ornat« und 1830 aus Mailand den von Vinzenz Zahn gestifteten »reich mit Gold verzierten Damast-Baldachin«. Viele Kirchen der Region verdankten ihr goldenes oder silbernes Altargerät solcher Großzügigkeit.⁷⁵

Bei den deutschen Händlern in Cádiz wird die Akkulturation schon offensichtlich, wenn man sich ihr Dienstpersonal vor Augen führt. Besonders von den dort zahlreich vertretenen Franzosen und Italienern waren viele in der einfachen Dienstleistung tätig. So rekrutierten auch die Deutschen ihr Hauspersonal meist unter ihnen, mit entsprechenden Auswirkungen auf den häuslichen Sprachgebrauch und die Küche. Die fünf Domestiken, die um 1770 im Haus der westfälischen Ellermanns dienten, waren spanischer, französischer und genuesischer Herkunft. Auch die Glashoffs beschäftigten zwei Genuesen. Bei den hamburgischen Stockfleths waren es ein französischer und vier spanische ›Sirvientes‹. Dem Hamburger Konsul Riecke dienten ein Koch und ein Diener aus Frankreich sowie ein afrikanischer Sklave: »Benito, color negro, esclavo«.⁷⁶ Man handelte also nicht nur mit Sklaven, man besaß auch welche. Sie waren nicht nur Arbeitskräfte (und angesichts des hohen ›Anschaffungspreises‹ keinesfalls billige), sondern auch ein sehr bedeutendes Statussymbol. Der konvertierte Hamburger Rodrigo Schröder beschäftigte gleich drei, die ihm »gut und treu gedient haben«. In seinem Testament von 1709 überschrieb er Juan, Antonio und Isabel María seiner spanischen Ehefrau Ana María Sandianes, jedoch »ohne dass die[se] [...] sie verkaufen dürfte, [...] und mit deren Tod sollen sie frei sein und keiner Gefangenschaft mehr unterworfen.«⁷⁷ Sklaven dienten auch in den Häusern von Joachim E. Foxlander (aus Köln), Bernard Dreyer und Heinrich Richters (beide aus Hamburg).⁷⁸

Bei den Deutschen in Cádiz sind für das 18. Jahrhundert insgesamt 49 Ehen bekannt, davon allerdings wenigstens 20 mit einer deutschen Partnerin. Merkwürdigerweise sind Ehen mit Spanierinnen im ausgehenden 17. Jahrhundert verhältnismäßig häufiger gewesen. Dies lag jedoch kaum an einer

75 Schebek, Glasindustrie, S. 143f., Anmerkungen.

76 AHMC, Libro 1006 (Padrón de 1773), tomo 1, fol. 235, 245, 272, 330; zu Riecke Libro 1006, tomo 2, fol. 129. Afrikaner prägten das Straßenbild in den westeuropäischen Hafenstädten des 18. Jahrhunderts ganz so, wie es auch heute in vielen europäischen Städten der Fall ist – damals handelte es sich meist um Haussklaven. S. hierzu Alessandro Stella, L'esclavage en Andalousie à l'époque moderne, in: Annales E. S. C., 47. 1992, Nr. 1, S. 35–63.

77 »...bien y fielmente me han servido [...] la sirvan precisamente los d^{hos} mis tres esclavos; sin que la susod^{ha} Pueda ni tenga Accion a Venderlos [...] y con su muerte sean y quedan libres y no sujettos a cautiverio«; AHPC, Protoc. not., Sign. 1572, fol. 473–476, Testament vom 23.8.1709.

78 AHPC, Protoc. not., Sign. 4435, fol. 281–286; Sign. 3562, fol. 293; Sign. 3105, fol. 155f.

damals ausgeprägteren Toleranz. Im Gegenteil – es dürfte die bis in die 1730er Jahre gegen Andersgläubige noch recht zudringliche Inquisition gewesen sein, die es opportun machte, gleich zum Katholizismus zu konvertieren, und war dieser Schritt erst getan, stand auch einer deutsch-spanischen Heiratsverbindung wenig im Wege. Seit dem späten 18. Jahrhundert, als das politische Klima tatsächlich sehr viel liberaler wurde, nahm die Zahl deutsch-spanischer Ehen wieder zu. Es sind aus dieser Zeit auch einige gemischt-konfessionelle Ehen bekannt, so bei Ludolf Uthhoff aus Bremen, bei dem Preußen Karl Adermann, bei Franz und Adolf Brockmann, letzterer 1812 mit einer Partnerin aus Teneriffa, und 1796 bei Johann Nikolaus von Böhl, mit der Tochter eines für den Amerikahandel zugelassenen baskischen Kaufmanns.⁷⁹ Der literarisch interessierte und enorm bibliophile Böhl wurde übrigens zu einem wichtigen Vermittler der spanischen Romantik im deutschen Sprachraum, und umgekehrt.⁸⁰

Nur von dreien der deutschen Kaufmannsfamilien am Ort ist die Zulassung zu dem ausgesuchten Kreis der Befrachter und Finanziers der spanischen Amerikafлотten bekannt: zunächst die außerordentlich erfolgreiche Familie Pren, in Cádiz seit etwa 1670 vertreten und über Generationen hinweg durch Eheallianzen sehr gut integriert.⁸¹ Die Prens waren trotz ihrer Hamburger Herkunft katholisch. Des Weiteren zu nennen ist der seit 1750 in Cádiz etablierte Josef Kirchmayr, seit 1759 mit der Katalanin Antonia Mata verheiratet, und Thomas Dayssemberger (alias Dossenberger?).⁸² Auch diese beiden waren katholisch und stammten überdies aus Polling bzw. aus Eschenlohe, zwei der im Ammer- und Loisachtal liegenden Orte, die ja für die Produktion und Ausfuhr der katholischen Devotionalien bekannt sind. Für den Aufstieg in die Elite der spanischen Seehändler war die ›Rechtgläubigkeit‹ eine unabdingbare Voraussetzung.

Dabei muss aber im Auge bleiben, dass die Kaufmannschaft der Stadt ohnehin eine kosmopolitisch zusammengewürfelte Gruppe war, und dass es nicht nur um gute Verbindungen zu den spanischen Händlern, sondern zu

79 Klaus Weber, *Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel 1680–1830. Unternehmen und Familien in Hamburg, Cádiz und Bordeaux*, München 2004, S. 272f. Wie die oben erwähnten Romberg und Bethmann erwarb auch Böhl den Titel eines Reichsritters.

80 Guillermo Carnero, *Los orígenes del romanticismo literario español: el matrimonio Böhl de Faber*, Valencia 1978. Seine sehr bedeutende Sammlung von Büchern und Handschriften ging an die Nationalbibliothek in Madrid, wo sie aber leider nicht als geschlossener Bestand erhalten blieb.

81 Margarita García-Mauriño Mundi, *La pugna entre el Consulado de Cádiz y los jenízaros por las exportaciones a Indias (1720–1765)*, Sevilla 1999, S. 282–285, 334.

82 AHPC, Protoc. not., Sign. 5365, fol. 192–196; Antonio-Miguel Bernal, *La financiación de la Carrera de Indias (1492–1824). Dinero y crédito en el comercio colonial español con América*, Sevilla 1992, S. 667, 679.

allen vertretenen Nationen ging. So gab es auch eine Reihe von Verbindungen mit französischen, englischen und niederländischen Familien.

Eine sehr weitgehende Integration in diese Kaufmannschaft gelang auch einigen Aufsteigern unter den Deutschen. Der bereits oben genannte Karl Gottlieb Adermann (bzw. Carlos Amadeo), 1750 oder 1751 im preußischen Prenzlau geboren, war im Alter von kaum 20 Jahren in Cádiz angekommen und hatte hier zunächst als Handlungsgehilfe in der Firma von Ellermann und Schlieper gearbeitet. Bis 1781 war er auch ihr Teilhaber geworden, zunächst sicherlich mit einer relativ bescheidenen Einlage.⁸³ In einem Testament vom März 1793 bezeugt er selbst: »Jung habe ich mein Vaterland verlassen und kam in diese Stadt Cádiz mit Ehrgeiz und der Absicht, mich hier im Kommerzium zu versuchen, und das habe ich getan, zuerst als Bediensteter am Schreibpult, dann in einer Kompanie mit anderen [Kaufleuten], und seit jüngstem [...] erhalte ich mich durch mich selbst, handele an verschiedenen Orten [...] und mein liquides Vermögen beträgt vierzehn Tausend Pesos [...], ein bißchen mehr oder weniger.«⁸⁴

Trotz seines stattlichen Vermögens wurde Adermann zwar keine so gute Partie beschert wie seinem Seniorpartner Schlieper – aber schon dieses Testament nannte als seine Bevollmächtigte und alleinige Erbin eine Doña Rafaela Drago y Solano, Bürgerin dieser Stadt. Im Fall ihres Ablebens sollte das Erbe an Rafaelas Töchter Pasquala und Antonia fallen. Der Haken daran war, dass es noch einen Ehemann gab: Don Fulgencio Solano. Dieser aber habe »aus Gründen fortgesetzten Zwistes immer getrennt von der Obgenannten gelebt, unter voller und schrankenloser Vernachlässigung seines Haushaltes und seiner Familie.«⁸⁵ Und obwohl, so Adermann, sein eigenes Testament den Don Fulgencio Solano nenne, könne dieser also, »mit welchen Titeln, Gründen, oder Motiven auch immer, [...] keinesfalls berechtigt sein [...] sich auch nur in der leisesten Weise in meine Testaments- und Erbangelegenheiten zu mischen.«⁸⁶

83 AHPC, Protoc. not., Sign. 5366, fol. 32f.

84 »Delaro hace tiempo de veinte y tres años sali de mi Patria joven, y vino a esta Ciudad de Cádiz, con ánimo e intención de seguir el comercio en ella, assi lo he practicado, entrando de primero de Dependiente de Escritorio, despues en compañía de otros sugetos, y ultimamente exito, y me manejo por mi solo girando y comerciando en varias dependancias, las que desembarasados de empeños, y valance ando mi caudal, graduo en el día su capital en catorze mil peroso de ciento veinte y ocho cuartos poco mas o menos lo que manifiesto assi para que connste y para la execución de este mi testam^{to}«; AHPC, Protoc. not., Sign. 2233, fol. 623–626.

85 »...muchos años a esta parte por efecto de continuas discensiones ha vivido siempre separado de la susodicha con entero, y absoluto abandono de su casa y familia«; ebd.

86 »...que por ningún título, causa razon, o motivo recaiga este nombramiento en el referido Dⁿ Fulgencio Solano su marido, ni por esta representación de ser su legítimo

Aber Solano starb ohnehin schon 1795, und im selben Jahr heirateten Adermann und Drago. Die Notariatsakten zu Rafalea Drago verhehlen auch deren Geschäftstüchtigkeit nicht, und ihr Bruder Manuel Drago y Castellanos war ebenfalls Kaufmann. Dessen Handel erstreckte sich bis Lima und Buenos Aires – die Familie Drago bot also beste Verbindungen für Adermann.⁸⁷

Wie Adermann waren die meisten der in Cádiz arbeitenden Händler sehr jung gekommen, mit 16, 17 oder 20 Jahren, und sie verbrachten viele Jahre dort. Oft war es der größte Teil ihres Lebens. Entgegen früheren Annahmen waren auswärtige Häfen keine kurzen Zwischenstationen oder Übungsfelder in der Laufbahn junger Kaufleute. Das wird schon durch die Dauerhaftigkeit der dortigen Handelshäuser deutlich. Dasjenige der Ellermanns zum Beispiel ist von ca. 1720 bis in die 1840er Jahre zu verfolgen, das der Böhls von den 1750er Jahren bis heute – wenn man berücksichtigt, dass die bekannte Sherry- und Weinbrandfirma Osborne auf die Ehe von Johann Nikolaus Böhls Tochter Aurora mit Thomas Osborne zurückzuführen ist. Allein diese Umstände machten eine weitgehende kulturelle Assimilation der Deutschen unvermeidlich. Bei seinen Hamburg-Aufenthalten hielt Johann Heinrich Ellermann, der die spanische Niederlassung der Familie von den 1760er bis in die 1780er Jahre leitete, sich etwas darauf zugute, bei der Verzollung von Waren mit hispanisiertem Vornamen aufzutreten: als Juan Enrique Ellermann.

Das Beispiel Böhl-Osborne ist allerdings insofern eine Ausnahme, als die meisten ausländischen Firmen sich aus Cádiz zurückzogen, nachdem Spanien zwischen 1810 und 1820 alle seine amerikanischen Festlandskolonien und der lukrative Atlantikverkehr damit seine Grundlage verloren hatte. Nur wer ein festes Standbein auf dem spanischen Binnenmarkt hatte – dazu gehörten übrigens auch die Böhmen – oder wer sich wie Böhl früh genug auf dem nun expandierenden Weinbausektor einkaufte, blieb vom Niedergang der Stadt weniger berührt.⁸⁸

Umfang des Handels, Rückwirkungen auf Mitteleuropa

In einem Zeitraum von 150 Jahren etwa 240 deutsche bzw. mitteleuropäische Kaufleute in Cádiz – unter dem Strich ist das eine relativ kleine Gruppe. Hatte deren Handel tatsächlich spürbare Auswirkungen auf die Wirtschaft ihrer Herkunftsregionen? Genauere quantitative Bewertungen für die Wirtschaft der Frühen Neuzeit zu treffen, ist meist ein fast aussichtsloses Unterfangen.

consorte, pueda pretender ni solicitar tener intervención conoim^{lo} ni mezclarse en via la mas leve en mi testamentaria ni herencia«; ebd.

87 AHPC, Protoc. not., Sign. 951, fol. 131–150, Sign. 4543, fol. 194–199 und Sign. 1689, fol. 966–969.

88 Weber, Kaufleute, S. 151–153.

Soll es um die Herkunftsregionen der hier betrachteten Kaufleute und Produkte gehen, müsste außerdem auch der Handel berücksichtigt werden, der von dort über andere wichtige Häfen, wie Amsterdam, Bordeaux oder London kanalisiert wurde. Schon allein die deutsche Kolonie in Bordeaux war für den Zeitraum 1680 bis 1830 mit knapp 230 Händlern etwa so groß wie die in Cádiz. Diese beiden Häfen erhielten allein über Hamburg mitteleuropäische Manufakturwaren im Wert von mehreren Millionen Mark banco jährlich, doch ist die Summe wegen der Zollbefreiung mancher Waren und bestimmter hansischer Händlergruppen kaum zu präzisieren.

Zuverlässigere Daten liegen zum hamburgischen Englandhandel vor, der über Londoner Archive recht gut dokumentiert ist. Wie eine Auswertung von Beständen des Public Records Office ergab, bestanden die englischen Importe des 18. Jahrhunderts zu etwa 15 Prozent aus Leinen, zu einem Warenwert von knapp 1 Million Pfund Sterling jährlich. Im Jahr 1700 wurden etwa 14 Millionen Ellen Leinen eingeführt. Wollte man diese Leinenbahnen aneinanderreihen, ergäbe das eine Gesamtlänge von beeindruckenden 15.000 Kilometern – eine handgewebte Stoffbahn, die lang genug wäre, um damit den Atlantik bis nach Neu-England zu überspannen und von dort weiter in die Karibik. Etwa drei Viertel dieser Leinen stammten aus Territorien des Alten Reichs, und davon wurden wiederum rund 90 Prozent reexportiert, größtenteils in den atlantischen Raum.⁸⁹ Das bedeutet, dass etwa zwei Drittel aller englischen Leinenexporte deutscher Herkunft waren. Neuere Fallstudien untermauern dies: Die Londoner Kaufleute Perry verdienten ihr Geld zwar vor allem mit Wolle, aber »was die schiere Warenmenge angeht, kann man nur beeindruckt sein von den 30.000 Yards an Ozenbrigs und anderen deutschen Leinen«⁹⁰, die sie allein 1697 über den Atlantik schickten – das wäre insgesamt eine Stoffbahn von über 27 Kilometern Länge. Ein noch früherer Beleg stammt aus dem Jahr 1688: Nicolas Cologan, der das oben erwähnte Unternehmen auf Teneriffa gründete, bestellte bei Christopher Coke in London 1.000 Ellen grobe »Ozenbrigs«.⁹¹ Auch die Briefbücher des Händlers Joshua Johnson aus den 1770er Jahren bestätigen, dass der Großteil

89 »In the eighteenth century more than ninety percent of imported Osnabrig linen was re-exported to the colonies.« Karin Newman, *Anglo-Hamburg Trade in the Late Seventeenth and Early Eighteenth Centuries*, London (unveröff. Ph.D. Thesis) 1979, Zitat S. 198f., quantitative Daten von S. 191, 202.

90 Jacob M. Price, *Perry of London. A Family and a Firm on the Seaborne Frontier, 1615–1753*, Cambridge/London 1992, S. 28–51, Zitat von S. 44. Es bezieht sich auf das Jahr 1697.

91 AHPSC, Archivo Zárate-Cologan, Sección 6.8, Serie Libros Copiadores de Cartas, Sign. 106, Libro Copiador 1688–1695, Brief vom 18.2.1688.

der von England verschifften Leinen aus dem Alten Reich kam.⁹² Schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts dürfte Leinen rund 90 Prozent des deutsch-englischen Handels gedeckt haben.⁹³

Aber wo landeten diese unglaublichen Mengen an Textilien? Die Neue Welt war zweifellos einer der wichtigsten Märkte. Wie eine englische Denkschrift von 1744 hervorhob, waren »alle Neger und die armen weißen Leute [in den Kolonien] gemeinhin in deutsche Leinen gekleidet, von 6 Pence bis 9 Pence die Elle, genannt Osnaburghs.«⁹⁴ Aber nicht nur die billigen Sorten waren begehrt: Der Wert der über England gehenden Leinen betrug durchschnittlich 17 Pence pro Elle. Selbst der in England und den USA für uns Deutsche gebräuchliche Spitzname ›Kraut‹ ist kaum auf unsere Vorliebe für deftige Gerichte zurückzuführen, sondern auf die weite Verbreitung sächsischer Gewebe als Uniformstoff: Die Wurzel für diesen Ausdruck liegt im niederdeutschen ›Crewt‹, dem roten Flusskrebs, der im Cottbusser Stadtwappen und im 18. Jahrhundert auch als Markenzeichen auf den Militäruniformen von Cottbusser Tuchmachern figurierte, und diese wurden seit 1750 in großen Mengen nach Nordamerika exportiert.⁹⁵ Über London wurden auch hispanische Märkte bedient. Ein Bericht Londoner Kaufleute an das Parlament, von 1803, gab an, dass »die Spanier eine große Vorliebe für deutsche Leinen haben [...]. Wann immer ein spanischer Händler in einen Laden auf einer britischen [Karibik-]Insel kommt, ist die erste Ware, nach der er fragt, deutsches Leinen.«⁹⁶

Der Erfolg auf diesen Märkten lag unter anderem daran, dass Leinen in feucht-heißem Klima angenehm zu tragen ist. Das dürfte auch zu der Nachfrage in Afrika beigetragen haben. Da Archivalien in England, Spanien oder Frankreich zu den von dort in den Sklavenhandel gehenden Frachten selten präzise Herkunftsangaben bieten, ist der Anteil mitteleuropäischer Waren

92 Jacob M. Price, *Joshua Johnson's Letterbook, 1771–1774. Letters from a Merchant in London to his Partners in Maryland*, London 1979, S. XIV–XV, 31, 173. Es folgten irische Gewebe; die englischen lagen auf Platz drei.

93 Newman, *Anglo-Hamburg Trade*, S. 189.

94 »...all the Negroes and the poor White People [in the colonies] are generally clothed with German linens, from 6d [= pence] to 9d [= pence] an Ell, called Osnaburghs.« Ebd., S. 198f.

95 Um 1830 war Crewt, ausgesprochen wie Kraut, der Spitzname für die Rostocker (Mecklenburger) Landwehr, die blau-rote Uniformen trug. Christian Gellinke, *Going Dutch – Gone American. Germans Settling North America*, Münster 2003, S. 51, s. Anm. 53.

96 »The Spanish Traders are very strongly prejudiced in favour of German linens [...] When a Spanish trader comes into a store in a British Island [of the West Indies], the first article he asks for is German linens.« Otto-Ernst Krawehl, *Hamburgs Schiffs- und Warenverkehr mit England und den englischen Kolonien 1840–1860*, Köln/Wien 1977, S. 441.

schwer zu bestimmen. Vereinzelt Angaben legen aber nahe, dass er beträchtlich war. Die 1743 von Bordeaux nach Afrika auslaufende Amiral hatte 5.295 Ballen Baumwoll- und Leinenstoffe an Bord, davon 1.440 aus Nantes, 675 aus Rouen, 260 aus Amsterdam und 2.720 Ballen, also mehr als die Hälfte, aus Hamburg.⁹⁷ Schon seit dem 16. Jahrhundert kauften holländische und englische Faktoren schlesische Leinen auf und verschickten sie über Hamburg in großen Mengen auch »nach Afrika und Amerika, wo sie vorzugsweise zur Bekleidung der Sklaven diente.«⁹⁸ Der Hamburger Kaufmann und Gelehrte Johann Georg Büsch (1728–1800) berichtete: »Wie schnell sie [schlesische Leinen] sich beliebt gemacht, davon giebt schon Desmarchais in der Beschreibung seiner im Jahre 1720 nach Guinea angetretenen Reise einen Beweis, da er erzählt, dass das Französische Schiff, mit welchem er von L’Orient abreiste, in seiner Ladung nur Hamburgische Leinen gehabt habe.«⁹⁹

Die preußischen Statistiken für die Jahre 1748 bis 1788 belegen, dass 75 Prozent der erfassten schlesischen Leinenausfuhren für die westeuropäischen Seemächte (England, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal) oder direkt für die Karibik bestimmt waren. Allein auf diesen Märkten erlöste man im Schnitt über 3,3 Millionen Taler jährlich.¹⁰⁰ In anderen Gewerberegionen, wie in Böhmen oder im Herzogtum Berg, sah die Exportstruktur ganz ähnlich aus.

Die Nachfrage nach so enormen Warenmengen brachte diesen Provinzen vor allem eines: Beschäftigung für die im ganzen 18. Jahrhundert stark wachsende Landbevölkerung und durch das so erworbene Zubrot einen Ausweg aus der Malthusianischen Falle. Dabei spielte nicht zuletzt das Plantagenprodukt Zucker mit seinem extrem hohen Nährwert eine wichtige Rolle: Ein breiterer Massenkonsum dieses vormaligen Luxusartikels setzte vor allem in den ländlichen Gewerberegionen ein – und förderte mit dem einhergehenden Kaffeekonsum und dem industriellen Bedarf an Baumwolle und Indigo wiederum das Wachstum der karibischen Plantagenökonomie. Die Bedeutung der Proto-Industrien für die demographische Entwicklung in Europa hat bereits John Komlos in exemplarischer Weise demonstriert, und zwar gerade am Beispiel Böhmen.¹⁰¹ Dennoch konzentrierte sich die Forschung zu den ländlichen Gewerben bislang vor allem auf die regionalen Strukturen und Effekte und ließ die fernen Märkte fast gänzlich ausgeblen-

97 Eric Saugera, *Bordeaux port négrier*, S. 246, 352.

98 Alfred Zimmermann, *Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien*, Breslau 1885, S. 4–7.

99 Johann Georg Büsch, *Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung nebst zwei kleineren Schriften verwandten Inhalts*, Hamburg 1797, S. 88f.

100 Zimmermann, *Leinengewerbe*, S. 460–467.

101 John Komlos, *Nutrition and Economic Development in the Eighteenth-Century Habsburg Monarchy. An Anthropometric History*, Princeton 1989. Zum Zucker s. S. 104, 173–176.

det.¹⁰² Auf der anderen Seite hat die Literatur zur Wirtschaftsgeschichte der europäischen Expansion das tiefe europäische Hinterland weitgehend ignoriert.¹⁰³ Diese Literatur ist größtenteils in den früheren Kolonialländern produziert worden, wo man die Expansion meist als eine erweiterte Nationalgeschichte betrachtet. Für den Fall Englands zum Beispiel ist etwa folgendem Umstand wenig Rechnung getragen worden: Die drei im 19. Jahrhundert bedeutendsten Bankhäuser in der Londoner City – Baring Brothers, Schroder & Co sowie NM Rothschild & Sons – waren sämtlich deutscher Herkunft. Die Barings stammten aus Bremen, die Schroders (alias Schröders) aus dem westfälischen Quakenbrück, und die Rothschilds aus Frankfurt am Main. Diese Firmen haben nicht nur wesentlich zur Bedeutung Londons als Finanzmetropole beigetragen, sondern auch erheblichen politischen Einfluss gehabt – aber kaum jemand würde dort den deutschen Hintergrund erwägen. Der dürfte aber für deren Aufstieg wesentlich gewesen sein. Die erstmals um 1717 in England präsenten Barings waren anfänglich vor allem im Leinen- und Wollhandel tätig. Dies ist bei den Schröders nicht anders gewesen.¹⁰⁴ Und bevor Nathan Mayer Rothschild sich 1809 in London niederließ, hatte er bereits zehn Jahre in Manchester mit deutschen Stoffen gehandelt. Zugleich hatte er sich auch am Handel mit Kolonialwaren in der entgegengesetzten Richtung beteiligt, nach Holland und in den Ostseeraum.¹⁰⁵ Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichteten Hamburger Kaufmannsfamilien wie die Amsincks, Magens und Rückers über ihre Londoner Niederlassungen wahre ›merchant empires‹, die dem der Ellermanns vergleichbar waren oder es gar in den Schatten stellten. Gemessen an der Zahl der Einbürgerungen im Zeitraum von 1660 bis 1800 bildeten die deutschen Kaufleute in London zunächst die zweitstärkste Gruppe von Einwanderern, nach den französischen Protestanten. Aber mit dem Nachlassen der hugenotischen Einwanderung rückten sie an Platz eins, gefolgt von den Schweizern. Die Interessen dieser Gruppen sind nur im Zusammenhang der kolonialen Expansion zu verstehen. So erwarb etwa eine Reihe der dort naturalisierten Deutschen Plantagenbesitz in englischen oder niederländischen Kolonien.¹⁰⁶

102 Ein Überblick bei Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm, Eine Forschungslandschaft in Bewegung. Die Proto-Industrie am Ende des 20. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, 2. 1998, S. 9–20.

103 Eine der raren Ausnahmen: Ormrod, Rise of Commercial Empires.

104 Richard Roberts, Schroders. Merchants and Bankers, London 1992, S. 5.

105 Niall Ferguson, Die Geschichte der Rothschilds. Propheten des Geldes, Stuttgart 2002; Herbert H. Kaplan, Nathan Mayer Rothschild and the Creation of a Dynasty: The Critical Years 1806–1816, Stanford 2006, S. 11–13.

106 Zu den über London geknüpften Netzwerken deutscher Kaufleute neuerdings ein sehr guter Überblick von Margrit Schulte Beerbühl, Die frühen Hamburger *merchant*

Erst eine Perspektive, die das kontinentale Hinterland ebenso einbezieht wie den atlantischen Raum, kann zeigen, wie sehr die mitteleuropäische Proto-Industrialisierung nur durch eine fortgeschrittene und komplexe internationale und interkontinentale Konkurrenz und Arbeitsteilung ermöglicht wurde. Durch die Niederlassung in den wichtigsten Hafenstädten der Kolonialmächte nutzten Geschäftsleute aus dem deutschen (bzw. deutschsprachigen) Raum auf effiziente Weise alle Möglichkeiten, die sich dort boten. Hierzu gehörte selbst die Beteiligung am atlantischen Sklavenhandel, der bisher fast immer als ein nur von diesen Mächten beherrschter Sektor betrachtet wurde. Die Migration der hier beschriebenen Kaufleute aus den proto-industriellen Regionen in die maritimen Metropolen der atlantischen Welt bietet einen Schlüssel zu einem besseren Verständnis dieser Zusammenhänge.

empires in London und deren internationale Handelsnetze (1660–1800), in: Hamburger Wirtschafts-Chronik, Neue Folge, 5. 2005, S. 7–34.

Johannes Frackowiak

Arbeitsmigranten und/oder Einwanderer? Polen in Mitteldeutschland 1880–1945

Am 18. März 1941 ging beim Polizeidirektor in Bitterfeld (Regierungsbezirk Merseburg) ein mit vielen grammatikalischen und Rechtschreibfehlern behaftetes Schreiben folgenden Inhalts ein:

»Ich habe von Ihnen die Mitteilung erhalten, das der Herr Regierungspräsident in Merseburg es abgelehnt hat, mir und meiner Familienangehörigkeit die Deutsche Staatsangehörigkeit zu verleihen. Ich kann mich mit dem Bescheid nicht zufrieden stellen und bitte höflichst mein Antrag noch einmal zu bearbeiten. Ich bin am 18.9.84 in Sepno Kr. Kosten Pr. Posen geboren. Von meinen 6. Jahre besuchte ich bis zum 14. Jahre die Kath. Volksschule in Maximilianowo Kr. Kosten. Nach meiner Schulentlassung bis zum 18. Lebensjahre habe ich auf der Domäne Koszelski [richtig: Kościelski, J.F.] in Sepno als landwirtschaftlicher Arbeiter gearbeitet. Anschliesend bin ich nach Remscheid Reihnland gefahren und habe dort als Industriearbeiter 2 Jahr gearbeitet. Mit 21 Jahren bin ich nach Sandersdorf gekommen und habe als Bergarbeiter bei der Bitterfelder Luisengrube angefangen und bin bis zum Ausbruch des Weltkrieges dort geblieben, 1915 bin ich zum Deutschen Militär eingezogen worden, habe den Weltkrieg bis zu meiner Reklamation 1917 mitgemacht. 1917 bis 1930 war ich wieder bei der Luisengrube in Sandersdorf beschäftigt, bin dann 4 ½ Jahr arbeitslos gewesen und habe dann bei der Firma Robert Richter [... herausgerissen, J.F.] mit kurzen Unterbrechungen gearbeitet. Ich bin jetzt das 2. mal verheiratet mit meiner Ehefrau¹ [...] geb. am 9.6.92 in Wydawy Kr. Rawitsch und [aus dieser Ehe, J.F.] sind 3 Kinder hervorgegangen. Von meiner ersten Ehefrau [...] welche in Jahre 1924 gestorben ist, sind 4 Kinder hervorgegangen davon haben schon 3 Kinder die Deutsche Staatsangehörigkeit. Alle 7 Kinder sind Deutsch erzogen und haben die Volksschule zu Sandersdorf besucht. Ich war Deutscher Staatsangehöriger und habe meine Staatsangehörigkeit aufgrund eine Option für Polen verloren. Mir selbst war es damals nicht bekannt das ich durch eine Unterschrift eine Option begangen haben soll. Ich bin einem Schwindler zum Op-

1 Die Namen der Ehefrauen wurden anonymisiert.

fer gefallen. Der mir eingeredet hat das die Unterschrift nur eine Grenzsicherung für die vom Osten stammenden Leute sei, da wir früher oder später alle mal nach Polen zurück müsten. Ich bitte daher um Überprüfung meines Antrages und mir noch die Deutsche Staatsangehörigkeit verleihen zu wollen.

Heil Hitler. Michael Sobczak. Sandersdorf Teichstr. 13 Kr. Bitterfeld«²

Dieses Schreiben stammte von einem bereits seit beinahe 40 Jahren in der Bitterfelder Braunkohlenregion wohnhaften polnischen Staatsangehörigen, der – aus der Sicht des Jahres 1941 – nach dem Ersten Weltkrieg und der Wiedererrichtung des polnischen Staates den ›Fehler‹ begangen hatte, sich für den Verzicht auf die bisher besessene preußische³ und den Erwerb der polnischen Staatsangehörigkeit zu entscheiden, also für Polen zu optieren. Demzufolge galt er in Deutschland seit 1922 als Ausländer, was verschiedene Nachteile, vor allem zumindest bis 1925 die Gefahr der Abschiebung nach Polen mit sich brachte.

Mit dem Überfall der Nationalsozialisten auf Polen am 1. September 1939 und dem Wegfall der bisherigen ›Schutzmacht‹ änderte sich der rechtliche Status der in Deutschland lebenden Bürger des im Verlauf weniger Wochen besiegten Landes gravierend. Sie gerieten wie die Bewohner ihrer ursprünglichen Heimat in den Sog der nationalsozialistischen Polenpolitik. Bisher ist dies in der historischen Forschung kaum thematisiert worden. Dort dominierte bislang verständlicherweise die Betrachtung der NS-Politik gegenüber der Bevölkerung im besetzten Polen⁴ sowie den polnischen Zwangsarbeitern im Deutschen Reich.⁵

Das System der ›Deutschen Volksliste‹ in den dem ›Großdeutschen Reich‹ eingegliederten Teilen Polens und die damit verbundene ›volkstums-

2 Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt (LHASA), Abt. Merseburg (MER), Rep. C 48 Ie, Regierung Merseburg, Polizeiregistratur, Nr. 1237, Bl. 380.

3 Bis 1934 existierte in Deutschland nur in Ausnahmefällen eine direkte deutsche Reichsangehörigkeit. Vielmehr war man im Regelfall als Staatsangehöriger eines deutschen Bundesstaates (Preuße, Bayer usw.) deutscher Reichsangehöriger. Erst im Zuge der Gleichschaltung der Länder durch die Nationalsozialisten wurden die Länderstaatsangehörigkeiten beseitigt.

4 Dazu exemplarisch Martin Broszat, Nationalsozialistische Polenpolitik 1939–1945, Stuttgart 1961; Waclaw Długoborski, Die deutsche Besatzungspolitik und die Veränderungen der sozialen Struktur Polens 1939–1945, in: ders. (Hg.), Zweiter Weltkrieg und sozialer Wandel. Achsenmächte und besetzte Länder, Göttingen 1981, S. 303–363; Michael G. Esch, ›Gesunde Verhältnisse‹. Deutsche und polnische Bevölkerungspolitik in Ostmitteleuropa 1939–1950, Marburg 1998; Christopher Browning, Nazi Resettlement Policy and the Search for a Solution to the Jewish Question, 1939–1941, in: Christian Leitz (Hg.), The Third Reich. The Essential Readings, Oxford/Malden, MA 1999, S. 277–299.

5 Dazu Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München 2001, S. 130–189.

politische Überprüfung« im rassischen und nationalen Sinne brachte für viele der Betroffenen in Polen bis heute das Odium des Verrats an der eigenen Nation mit sich.⁶ Dennoch ist die Problematik der nationalen Identität für diejenigen polnischen Staatsbürger, die bereits vor 1939 – zum Teil bereits seit Jahrzehnten – in Deutschland lebten und arbeiteten, als deutlich komplexer anzusehen als für ihre auf dem Territorium des besetzten Polens befindlichen Landsleute.

Die polnischen Arbeitsmigranten in Deutschland, die seit etwa 1870 aus den preußischen Ostprovinzen vor allem ins Ruhrgebiet, aber auch in kleinere Bergbau- und Industriezentren eingeströmt und dort sesshaft geworden waren, standen spätestens seit 1918 vor der Frage, wie es um ihre nationale Identität bestellt war. Bereits vor 1918 hatte ein schleichender Assimilationsprozess⁷ an die deutsche Umgebung eingesetzt; jedoch die Gründung des polnischen Staates im Ergebnis des für Deutschland verlorenen Ersten Weltkriegs zwang die Polen in den mittleren und westlichen Gebieten Deutschlands zur Beantwortung der Gretchenfrage: »Wie hältst Du's mit der Nation?« Natürlich wurde die Frage so nicht direkt gestellt; aber die Möglichkeit, für die Staatsangehörigkeit des neu entstandenen, von der polnischen Nationalbewegung lange ersehnten Staates zu optieren, die durch eine massive Propaganda der polnischen Konsulate zugunsten einer derartigen Entscheidung begleitet wurde, zwang diese Bevölkerungsgruppe, sich mit der eigenen (nationalen bzw. ethnischen) Identität⁸ auseinanderzusetzen.

6 Beispielsweise warf darauf die jüngste Diskussion um den Großvater des polnischen Präsidentschaftskandidaten Donald Tusk, der zwangsweise in die deutsche Volksliste aufgenommen und daraufhin zur Deutschen Wehrmacht eingezogen worden war, ein Schlaglicht. Offenbar konnte man im Polen des Jahres 2005 mit derartigen Stereotypen immer noch Wahlkampf führen.

7 Assimilation wird in diesem Beitrag unter weitgehender Ausblendung anderer Dimensionen vor allem als politisch-rechtlicher Prozess der Angleichung einer ethnischen Minderheit an die Mehrheitsbevölkerung beschrieben. Dabei wird der Assimilationsprozess unter Anschluss an die amerikanische Ethnizitätsdebatte seit den 1970er Jahren nicht zwangsläufig als irreversibel betrachtet und von einer weitgehenden Persistenz ethnischer Identität ausgegangen. Klassisch dazu vor allem Fredrik Barth, Introduction, in: ders. (Hg.), *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*, Bergen 1969, S. 9–38. Das damit in Verbindung stehende Konzept der situativen Ethnizität ist in jüngster Zeit vor allem von Till van Rahden für die Beziehungen zwischen jüdischen und deutschen Bewohnern von Breslau fruchtbar gemacht worden: Till van Rahden, *Juden und andere Breslauer. Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1925*, Göttingen 2000. In der Einleitung des Bandes, besonders S. 19f., finden sich genaue Hinweise auf den amerikanischen Ethnizitätsdiskurs.

8 Das Konzept der Ethnizität (bzw. ethnischen Identität) – beide werden in der jüngeren Diskussion weitgehend deckungsgleich gebraucht – beruht vor allem auf einem bewussten subjektiven Zusammengehörigkeitsgefühl einer (ethnischen) Gruppe und

Jene in Deutschland lebenden Polen, die nach 1918 ihre Entscheidung, aus welchen Gründen auch immer, zugunsten der Staatsangehörigkeit der Zweiten Polnischen Republik getroffen hatten, waren aufgrund der verbrecherischen Politik der nationalsozialistischen Machthaber zum zweiten Mal innerhalb von kaum 20 Jahren gezwungen, sich in Bezug auf ihre nationale Identität zu positionieren. Dies geht aus dem eingangs zitierten Schreiben hervor. Ein Teil der polnischen Optanten war demnach nicht in das Land zurückgekehrt, für dessen Staatsangehörigkeit sie sich entschieden hatten.

Anders als 1920/22, als die Betroffenen während des Optionsverfahrens in einem demokratischen Staat objektiv frei, höchstens subjektiv unter einem gewissen Druck stehend, entscheiden konnten, waren sie nach 1939 auch objektiv Pressionen seitens des diktatorischen, offen rassistischen NS-Regimes ausgesetzt. Angesichts dieser Umstände soll im vorliegenden Beitrag am Beispiel der Polen im preußischen Regierungsbezirk Merseburg der Frage nachgegangen werden, wie sich in einer kleinen, klar abgrenzbaren ethnischen Gemeinschaft das nationale Bewusstsein dieser Gruppe im Spannungsfeld von Anpassung an und Integration in die deutsche Mehrheitsgesellschaft einerseits und dem Beharren auf der eigenen polnischen Identität andererseits entwickelte und welchen Wandlungen dieses unterlag. Untersuchungsschwerpunkt bilden dabei die Arbeitsmigranten im Bitterfelder Braunkohlenrevier. Die Optionen sowie das Volkslistenverfahren waren dabei externe Faktoren, die als Katalysatoren auf diesen Prozess der Identitätsstiftung einwirkten. In Frage steht also, ob überhaupt, und wenn ja, inwieweit sich bei den Betroffenen in dem Bemühen um eine bestimmte Staatsangehörigkeit eine jeweils auf die entsprechende Staatsnation ausgerichtete nationale Identität widerspiegelte.

Als unbrauchbar erschiene in diesem Zusammenhang ein Identitätsbegriff, der eine Stabilität von Identitäten suggeriert. Vielmehr werden letztere hier in Anlehnung an Scott Lash und Jonathan Friedman als »a matter of

deren ›Wissen‹ um die gemeinsame Herkunft. Dazu tritt eine auf Selbst-Bewusstsein und Fremdzuweisung beruhende kollektive Identität, die eine Vorstellung ethnischer Grenzen einschließt. Es handelt sich dabei im Wesentlichen um *kulturelle* Identität. Für die nationale Identität hingegen ist ein *politisches* Moment subjektiver Willensäußerung im Hinblick auf die Zugehörigkeit des Einzelnen zu einer bestimmten Nation und damit indirekt auch zu einem existierenden oder erstrebten Staatsgebilde entscheidend. Zu Nationen, Nationalismus und nationalen Identitäten beispielhaft Eric Hobsbawm, *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt a.M./New York 1991 (2. Aufl. 2004; Orig.: *Nations and Nationalism since 1780. Programme, Myth, Reality*, Cambridge u.a. 1990); Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation*, Frankfurt a.M./New York 1988 (Orig.: *Imagined Communities*, London 1983); Antony D. Smith, *National Identity*, London 1991; Siegfried Weichlein, *Nationalbewegungen und Nationalismus in Europa*, Darmstadt 2006.

movement, of flux, of change, of unpredictability«⁹ verstanden. Wichtig ist die in diesem Zusammenhang von Philipp Ther im Hinblick auf das Nationalbewusstsein der Oberschlesier gemachte Beobachtung, dass es eine Stabilität nationaler Identität nach der Devise: einmal deutsch – immer deutsch, einmal polnisch – immer polnisch, in dieser Eindeutigkeit nicht gibt.¹⁰ Zwar kann die kleine polnische Kolonie um Bitterfeld keineswegs mit der bloßen Anzahl der Oberschlesier und vor allem deren Schicksal als Politikum sowohl für die alte Bundesrepublik als auch für Polen wie auch für deren jeweilige Geschichtswissenschaft ›konkurrieren‹. Dennoch verspricht ein ähnliches Herangehen auch im Fall der Polonia¹¹ in Mitteldeutschland Erkenntnisse im Hinblick auf die Wandlungsfähigkeit nationaler (bzw. ethnischer) Identitäten in ethnisch gemischten Regionen.

Möglich wurde diese Untersuchung durch das Vorhandensein einschlägiger Quellen im Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Merseburg. So konnten die Unterlagen des Regierungspräsidiums Merseburg zu den polnischen Optanten mit biographischen Angaben derselben sowie Dokumente zur beabsichtigten Ausweisung der polnischen Staatsbürger und zur Annullierung von Optionen ausgewertet werden. Weiterhin sind von Wichtigkeit die ›Nachweisungen betreffend Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit in den eingegliederten Ostgebieten‹ sowie ›Entscheide über Aufnahme in die deutsche Volksliste‹ mit exakten Angaben zu den jeweilig Betroffenen. Ergänzend dazu sind die in Merseburg vorhandenen Fragebögen zur ›Feststellung des Erwerbs der deutschen Staatsangehörigkeit in den eingegliederten Ostgebieten‹ gesichtet worden, die von den Betroffenen auszufüllen waren und im Rahmen dieser Untersuchung von besonderem Interesse sind. Exakte biographische Hintergrunddaten der polnischen Optanten 1921/22 bzw. der ›Kandidaten‹ für die Deutsche Volksliste nach 1939 konnten der vom Autor im Rahmen seines Forschungsprojekts ›Die polnische Minderheit im Bitterfelder Braunkohlenrevier 1880–1960‹ bereits erarbeiteten historisch-demographischen Datenbank entnommen werden, die auf seriellen Quellen wie Standesamtsregistern und Kirchenbuchmatrikeln basiert.¹²

9 Scott Lash/Jonathan Friedman, Introduction: Subjectivity and Modernity's Other, in: dies. (Hg.), *Modernity and Identity*, Oxford 1992, S. 1–30.

10 Philipp Ther, Die einheimische Bevölkerung des Opper Schlesiens nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Entstehung einer deutschen Minderheit, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 26. 2000, S. 407–438. Zur weiteren Diskussion um den Identitätsbegriff ebd.

11 ›Polonia‹ bedeutet im polnischen Sprachgebrauch die polnische Diaspora im Ausland.

12 Im Folgenden ›Datenbank‹ genannt. Der Datensammlung liegen die Register der Standesämter Bitterfeld, Sandersdorf und Greppin sowie die Kirchenbücher der katholischen Pfarreien Delitzsch und Bitterfeld zugrunde.

Einblicke in das ›Innenleben‹ der Polonia des Kreises Bitterfeld in der Zwischenkriegszeit gewähren die Sitzungsprotokolle des Gymnastikvereins Sokół in Sandersdorf.

Die Polonia im Raum Bitterfeld (1880–1918)

Die polnische Gemeinschaft um Bitterfeld, einer ungefähr 30 Kilometer nördlich von Leipzig gelegenen Stadt, entstand in den Jahren nach 1880 in der Form einer ethnischen Kolonie. Alle drei im historischen Koloniebegriff enthaltenen Elemente treffen darauf zu: Eine ausgewanderte Menschengruppe erhielt auf zunächst fremdem Territorium ihre (ethnische) Identität, ebenso die Formen ihrer ökonomischen und sozialkulturellen Organisation. Hinzu kam das Gebiet, in dem ›gesiedelt‹ wurde, ohne dass es sich dabei um ein geschlossenes Siedlungsgebiet handeln musste.¹³ Analog zur polnischen Einwanderung in das Ruhrgebiet erfolgte die polnische Migration in die Stadt Bitterfeld und in die umliegenden Dörfer des gleichnamigen Landkreises aufgrund des Arbeitskräftebedarfs der örtlichen Braunkohlegruben. Dieser verstärkte sich infolge der ab 1893 erfolgten Etablierung der chemischen Industrie (u.a. Elektrochemische Werke Bitterfeld, Agfa Wolfen) zusehends.¹⁴ Demzufolge waren die männlichen Polen der ersten Zuwanderergeneration fast ausnahmslos in den Kohlengruben tätig. Ein Großteil der polnischen Arbeiter kam zunächst als Saisonarbeiter aus der Provinz Posen nach Mitteldeutschland, die zunächst nur während der Sommermonate dort arbeiteten. In der Landwirtschaft fanden hauptsächlich die Frauen saisonale Beschäftigung. Dieses Phänomen wurde ›Sachsendängerei‹ genannt, die Fahrten zu solchen Feldarbeiten bezeichnete man auf Polnisch als ›Saksy‹. Die temporären Arbeitswanderer, vor allem die männlichen Grubenarbeiter, ließen sich relativ schnell definitiv im Raum Bitterfeld nieder. Daraufhin setzte ein Prozess der Kettenwanderung aus den Heimatgebieten der ersten Zuwanderer ein, vor allem aus dem südlichen Teil der Provinz Posen und zu einem geringen Prozentsatz aus Oberschlesien. Aus ursprünglichen Landarbeitern wurden somit Berg- und später Industriearbeiter.¹⁵

13 Zum Konzept der ethnischen Kolonie Friedrich Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*, Stuttgart 1992, S. 96–116, besonders S. 96–98.

14 Vgl. dazu insbes. Otto Splett, *Die wirtschaftliche Entwicklung des Braunkohlenbergbaues im Kreise Bitterfeld*, Diss. Halle 1922; Walter Bellmann, *150 Jahre Bitterfelder Braunkohlenbergbau*, Bitterfeld 1954; K. Kretschmer, 1893: ein historisches Datum für Bitterfeld: Die Chemie kommt zur Kohle, in: *Beiträge zur Bitterfelder Industriegeschichte*, 1. 1993, S. 37–45.

15 Zur Ein- und Auswanderung nach bzw. aus Deutschland exemplarisch Klaus J. Bade (Hg.), *Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*, München 1992; ders., *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18.*

Mit der ab 1890 stark zunehmenden Anzahl der Polen in und um Bitterfeld einher ging eine deutliche Tendenz hin zu ihrer Vergesellschaftung in einer fremdnationalen und – im Unterschied zum Ruhrgebiet – fremdkonfessionellen Umgebung. So entstanden polnisch-katholische Vereine, und für die in ein rein protestantisches Umfeld eingewanderten katholischen Polen wurden ab 1894 – nicht zuletzt aus Spendengeldern dieser Polen – mehrere katholische Kirchen errichtet.¹⁶ Nach den amtlichen Volkszählungen gab es 1890 1.658 (2,9 Prozent der Bevölkerung), 1900 2.733 (4,1 Prozent), 1905 2.979 (4,1 Prozent) Polnischsprechende im Kreis Bitterfeld (ohne Doppelsprachler).¹⁷ Schaut man sich die Zahlen für 1905 auf Gemeindeebene an, stellt man innerhalb des Kreisgebietes eine Konzentration der Polen auf die Stadt Bitterfeld (303 Personen oder 2,8 Prozent der Stadtbevölkerung), vor allem aber auf die kranzförmig um Bitterfeld herum gelegenen Gemeinden Greppin (582 polnische Muttersprachler oder 17,3 Prozent der Einwohner), Holzweißig (770 Personen oder 16,6 Prozent), Sandersdorf (687 oder 24,8 Prozent) und Zscherndorf (143 oder 13,8 Prozent) fest.¹⁸ In Bitterfeld und den umliegenden Gemeinden bildete demnach die polnische Bevölkerung katholischer Religion (ohne Doppelsprachler und evangelische Polnischsprachige) insgesamt 9,9 Prozent der ortsansässigen Bevölkerung. Nimmt man nur die vier Landgemeinden um Bitterfeld als Berechnungsbasis, beträgt dieser Wert sogar 18,5 Prozent. Damit bildete die Bitterfelder Polonia nach ihrem prozentualen Bevölkerungsanteil eine der größten polnischen Kolonien in Preußen außerhalb ihrer angestammten Siedlungsgebiete in den preußischen Ostprovinzen. Vor Bitterfeld als Siedelgebiet von Polen rangierten natürlich das

Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000; Frank Trommler, *Amerika und die Deutschen. Bestandsaufnahme einer 300jährigen Geschichte*, Opladen 1986; Dirk Hoerder/Jörg Nagler (Hg.), *People in Transit. German Migrations in Comparative Perspective*, Cambridge 1995.

- 16 Vgl. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStPK), I. Hauptabteilung, Rep. 77 (Preußisches Ministerium des Innern), Tit. 870, Nr. 47b (Polenbewegung in der Provinz Sachsen), Bl. 136; Johann Frackowiak, *Historia wychodźstwa polskiego na terenie powiatu Bitterfeld* (Geschichte der polnischen Emigration auf dem Gebiet des Kreises Bitterfeld), maschinenschriftliches Manuskript, o.J. (ca. 1970, im Besitz des Autors); Gustav Krug, *Chronik von Sandersdorf, Holzweißig/Bitterfeld 1929*.
- 17 Die Zahlen nach: Max Broesicke, *Die Polen im westlichen Preußen 1905*, in: *Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Landesamtes*, 48. 1908, S. 251–274. Zur Problematik der Definition von Mutter- und Doppelsprachlern bei besagten Volkszählungen s. Christoph Kleßmann, *Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870–1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft*, Göttingen 1978, S. 21f.
- 18 *Gemeindelexikon für das Königreich Preußen. VII. Provinz Sachsen. Auf Grund der Materialien der Volkszählung vom 1. Dezember 1905*, Berlin 1907/09.

Ruhrgebiet, die Gegend um Berlin sowie der Kreis Calau in der Niederlausitz, wo ebenfalls wie im Bitterfelder Revier Braunkohle gefördert wurde.¹⁹

Neben den permanenten Zuwanderern polnischer Muttersprache aus den preußischen Ostprovinzen existierten im Raum Bitterfeld, insbesondere in den ländlichen Gegenden, seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts auch vor allem aus Kongresspolen stammende Saisonarbeiter.²⁰ Weil diese aber aufgrund der preußischen Gesetze gezwungen waren, jeweils im Herbst jeden Jahres wieder in ihre zu Russland gehörende Heimat zurückzukehren, konnten sie nur in Ausnahmefällen ein Teil der polnischen Volksgruppe um Bitterfeld werden. Dies geschah etwa, wenn ein ortsansässiger Pole mit preußischer Staatsangehörigkeit eine Saisonarbeiterin heiratete. Letztere erhielt durch die Heirat die Staatsangehörigkeit des Mannes und damit ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht. Erst nach Beginn des Ersten Weltkriegs änderte sich diese Situation durch den unfreiwilligen Zustrom von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen aus Russisch-Polen, die während der Kriegsjahre in der Umgebung von Bitterfeld und auch nach 1918 in vielen Fällen dort blieben.²¹ Diese nicht durch deutsche Schulen gegangenen, demnach unter dem Gesichtspunkt nationalpolnischer Agitation ›standhaften‹ Polen verstärkten gewissermaßen das ortsansässige polnische Element.

Nachdem bereits seit den 1890er Jahren von Seiten der Bitterfelder Polen immer wieder vor allem religiös motivierte Forderungen wie jene nach polnischem Gottesdienst und Beichte in polnischer Sprache erhoben worden waren, datiert die Herausbildung einer Polonia mit einem ausgeprägten Nationalbewusstsein ihrer Angehörigen in Bitterfeld und den Nachbarorten spätestens aus den Jahren 1903 und 1904. Aus mehreren Gründen kam es in diesem Zeitraum zu einem eruptionsartigen Anschwellen der nationalpolnischen Bewegung und zur Konfrontation zunächst mit der deutschen katholischen Geistlichkeit, letztlich aber auch mit einflussreichen Kreisen der protestantischen deutschen Mehrheitsgesellschaft, in der die katholischen Polen einen Fremdkörper darstellten. Zumindest zwei Ereignisse waren mitverantwortlich für diese Entwicklung: Zum einen hatte der Paderborner Bischof, zu dessen Diözese Bitterfeld gehörte, Ende 1903 dort einen Kaplan polnischer Nationalität installiert.²² Zum anderen siedelte im gleichen Jahre oder kurz davor aus bisher nicht ganz geklärten Gründen ein Hauptaktivist der west-

19 Vgl. Broesicke, Polen.

20 Ausländische Arbeiter (Listen). LHASA, MER, Rep. C 50, Landratsamt Bitterfeld A III, Nr. 147; s. dazu auch Klaus J. Bade, ›Billig und willig‹ – die ›ausländischen Wanderarbeiter‹ im kaiserlichen Deutschland, in: ders., Deutsche im Ausland, S. 311–323.

21 S. Standesamt der Gemeinde Sandersdorf (Heirats- und Sterberegister); vgl. Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 86–117.

22 Praca (Poznań), zitiert in: Gesamtüberblick über die polnische Tagesliteratur (GÜPT), 15. 1904, S. 331.

fälischen Polenbewegung namens Stanisław Kunz²³ aus dem Umfeld der Brüder Jan und Antoni Brejski, die den ›Wiarus Polski‹ in Bochum besaßen, nach Bitterfeld über. Kunz war freier Mitarbeiter des ›Wiarus‹ sowie der in Posen erscheinenden Zeitungen ›Praca‹ und ›Postęp‹. Er eröffnete in Bitterfeld eine Kolonialwarenhandlung, die als Anlaufstelle für die Polen der Umgebung diente. Zugleich betrieb er nationalpolnische Propaganda, initiierte Versammlungen und lancierte Presseartikel über Bitterfeld in die Zeitungen, mit denen er zusammenarbeitete. Gleichzeitig sorgte er für die Gründung von vier (!) Sokółvereinen in Bitterfeld und den umliegenden Orten, so dass der bisher in Mitteldeutschland nur in Leipzig (seit 1901) präsente polnische Sokółgedanke auch in die preußische Provinz Sachsen Eingang fand.²⁴ Es handelte sich dabei um jene Sportvereine, die nicht nur bei den Polen, sondern bei fast allen slawischen Volksgruppen eine wichtige Rolle als Transmissionsriemen nationalistischen Gedankenguts vor allem in die Jugend hinein spielten.²⁵

Beides, das Vorhandensein eines polnischen Geistlichen am Ort wie auch die Existenz eines politischen ›Kopfs‹ der Polonia, führte zu nationalen Hochgefühlen der Polen in der Fremde, die auf ihren Vereinsversammlungen zunehmend mutiger gegen wirkliche oder vermeintliche preußische Germanisierungsbestrebungen auftraten und den deutschen Pfarrvikar, der als Vorgesetzter des polnischen Kaplans das Ganze mit Unwillen betrachtete, in der polnischen Presse als ›Hakatisten‹²⁶ bezeichneten. In der Tat hatte der Geistliche sich von der Kanzel herab deutschnational betätigt, indem er die Polen, die in der Mitte Deutschlands keine guten Preußen sein wollten, aufforderte, wieder dahin zu gehen, woher sie gekommen waren. Daraufhin forderte das polnische ›Komitee für die Seelsorge‹ einen Spendenboykott des ›germanisierenden‹ Pfarrvikars Gerwin²⁷ und schleuderte unter Nennung

-
- 23 Kurzbiographie in: Polski Słownik Biograficzny, Bd. XVI, Wrocław u.a. 1971, S. 208.
- 24 GStPK, I. HA., Rep. 77, Tit. 870, Nr. 47b, Bl. 120–122, 136f., 155; Jan Frąckowiak, Życiorys (Lebenslauf), 1934 (handschriftlich, im Besitz des Autors).
- 25 Vgl. Diethelm Blecking (Hg.), Die slawische Sokolbewegung. Beiträge zur Geschichte von Sport und Nationalismus in Osteuropa, Dortmund 1991; ders., Die Geschichte der nationalpolnischen Turnorganisation »Sokół« im Deutschen Reich 1884–1939, Dortmund 1987; zum Sandersdorfer Sokółverein dessen Sitzungsprotokolle der Jahre 1913–1936: Towarzystwo gimnastyczne Sokół w Sandersdorf. Sprawozdania (2 Bde., handschriftlich, im Besitz des Autors).
- 26 Hakatismus war ein vor allem in der polnischen Öffentlichkeit verwendeter Begriff für die Tätigkeit des 1894 gegründeten ›Deutschen Ostmarkenvereins‹, parallel dazu auch für die polenfeindliche Politik der preußischen Behörden. Leitete sich aus den Anfangsbuchstaben der Namen der drei Gründer des Ostmarkenvereins, Hanse- mann, Kennemann und Tiedemann ab.
- 27 In der polnischen Presse als Gerwin bezeichnet. Ferdinand Gerwin (1872–1958) war von 1900 bis 1916 katholischer Pfarrvikar bzw. (ab 1908) Pfarrer in Bitterfeld.

von Namen Hasstiraden gegen Polen, die angeblich den ›geistlichen Germanisatoren‹ in die Hände arbeiten würden.²⁸ An dieser Stelle wird zum ersten Mal in den Quellen die Existenz auch einer anpassungs- und integrationswilligen Gruppe unter den Bitterfelder Polen fassbar.

Der publizistische Wirbel, den die polnischen Aktivisten um Stanislaw Kunz zu Anfang 1904 entfalteten, zog verstärkte Beachtung nach sich seitens der preußischen Behörden bis hoch zum Innenministerium sowie der ›interessierten Kreise‹ der deutschen Bevölkerung, vor allem der Unternehmer. Der Oberpräsident der Provinz Sachsen bezeichnete Bitterfeld in internen Papieren als »Hauptsitz der polnischen Bewegung in der Provinz Sachsen«. Gemeinsam mit dem Regierungspräsidium Merseburg sowie dem Landratsamt Bitterfeld ergriff er Maßnahmen, um einer »weiteren Slawisierung der Bitterfelder Gegend« entgegenzuarbeiten. Zunächst legte der besagte Oberpräsident dem Paderborner Bischof nahe, den polnischen Kaplan aus Bitterfeld zu entfernen, was bereits im August 1904 geschah. Parallel dazu führten die Behörden ›Schwarze Listen‹ über polnische Arbeiter, die Mitglied in polnischen nationalistischen Vereinen waren, vor allem den Sokółvereinen. Die Fabrik- und Kohlengrubenbesitzer in und um Bitterfeld waren zwar nicht bereit, ganz auf polnische Arbeiter zu verzichten, die ihrer Meinung nach für bestimmte Arbeiten unbedingt nötig waren, erklärten sich jedoch bereit, die von den Behörden festgestellten »Hetzer« zu entlassen. Diesen kündigten die Arbeitgeber mit achttägiger Frist. Eine neue Anstellung fanden sie in der Region in der Regel nicht, so dass ein großer Teil der nationalpolnischen Aktivisten gezwungen war, um die Jahreswende 1904/05 nach Westfalen bzw. ins Königreich Sachsen abzuwandern. Im Ergebnis gingen sämtliche vier Sokółvereine sowie der säkular orientierte polnisch-katholische Sobieski-Verein in Bitterfeld mangels Mitgliedern innerhalb weniger Monate ein, ohne dass es administrativer Maßnahmen seitens der Behörden bedurft hätte.²⁹ Damit war die Polenbewegung im Wesentlichen ›auf kaltem Wege‹ gestoppt worden.

Infolge der erwähnten Abwanderung lagen die Zahlen der Volkszählung von 1905 bereits um etwa 1.000 Personen niedriger als jene einer inoffiziellen Einschätzung des Regierungspräsidiums Merseburg vom April 1904, in der man von knapp 4.000 Polen in und um Bitterfeld ausgegangen war.³⁰ Diese Entwicklung begünstigte jene Kräfte unter den Polen, die ihren Frieden mit den Deutschen machen wollten. Die verbleibenden Polenvereine zogen

28 Praca (Poznań), zitiert in: GÜPT, 13. 1904, S. 331f., 359.

29 Vgl. GStPK, I. HA., Rep. 77, Tit. 870, Nr. 47b, Bl. 149, 153–155; Sokół (Poznań), zitiert in: GÜPT, 14. 1905, S. 42; Bericht über den Verlauf des am 4.3.1906 zu Posen abgehaltenen Delegiertentages der Sokółvereine im Deutschen Reiche, in: GÜPT, 15. 1906, S. 407f.; Jan Frackowiak, *Życiorys*.

30 GStPK, I. HA., Rep. 77, Tit. 870, Nr. 47b, Bl. 136f.

sich letztlich wieder ins Religiöse zurück. In diesem Zusammenhang ist wohl auch der Wechsel im Vorsitz beispielsweise des polnisch-katholischen Herz-Jesu-Vereins in Sandersdorf im Jahre 1907 zu sehen: An die Stelle des nationalpolnischen Agitators Jan Frackowiak, der den bereits erwähnten Aufruf zum Spendenboykott des Bitterfelder Pfarrvikars mitunterzeichnet hatte, trat der eben erst aus Posen nach Sandersdorf übergesiedelte Andrzej Drzewiecki, der keinerlei integrationsfeindliche Ziele verfolgte.³¹

Die Stadt Bitterfeld selbst verlor nunmehr ihre Funktion als Zentrum der Polen im Landkreis. Deren Stelle nahm Sandersdorf ein, wo es nach der (Wieder-)Gründung eines Sokółvereins 1913 sogar drei polnische Vereine gab.³² Zwar fanden sich 1913 bei der Gründung des Sokół einige der in der Bitterfelder Region verbliebenen nationalpolnischen Aktivisten erneut zusammen, jedoch wurde nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs die Tätigkeit dieses Vereins eingestellt und konnte erst 1919 wieder aufgenommen werden.³³

Mit der Kulmination polnischen Nationalbewusstseins und der scharfen Antwort des preußischen Staates und der deutschen Mehrheitsgesellschaft im Jahre 1904 begann ein stetiger Prozess der Erosion ebendieses Nationalbewusstseins. Bereits bei den Ereignissen des Jahres 1904 war deutlich geworden, dass es Teile der Polonia gab, die zur Assimilation an die deutsche Mehrheitsgesellschaft bereit waren. Das heißt noch nicht, dass diese Personen bereits eine deutsche Identität besaßen. Aber der Erosionsprozess der polnischen Identität hatte bei ihnen bereits eingesetzt.

Der fortschreitende Integrationsprozess wird durch Wahlergebnisse auch für den politischen Bereich belegt. Bei den Reichstagswahlen des Jahres 1912 erhielt der polnische Kandidat Chociszewski, der für den Wahlkreis Bitterfeld kandidierte, in Sandersdorf 53 (von insgesamt 547) Stimmen. Insgesamt gab es jedoch mindestens 150 wahlberechtigte (über 25 Jahre alte Männer) Polen im Ort. Geht man von einer niedrigeren Wahlbeteiligung der Polen als im Durchschnitt aus, erhielt die polnische Liste dennoch nur höchstens die Hälfte der abgegebenen polnischen Stimmen. Die restlichen Stimmen werden der 1912 im Wahlkreis Bitterfeld-Delitzsch siegreichen Sozialdemokratie und damit einer deutschen Partei zugefallen sein, erhielt doch deren Kandidat beinahe die Hälfte aller abgegebenen Stimmen – bei der Stichwahl sogar zwei Drittel inklusive der vorher auf die Polenliste entfallenen. Das Zentrum, das für die katholischen Polen als wählbar hätte erscheinen können, kandidierte im Wahlkreis Bitterfeld nicht. Bei den Reichstagswahlen von 1903 und 1907, bei denen der polnische Kandidat ebenfalls

31 Jan Frackowiak, *Życiorys*.

32 Johann Frackowiak, *Historia*, S. 6.

33 Sokół Sandersdorf, *Sprawozdania 1913/14, 1919*.

Stimmen erhalten hatte, ist hingegen nicht ersichtlich, dass dessen Wähler im zweiten Wahlgang für einen Sozialdemokraten und damit für einen deutschen Kandidaten gestimmt hätten. Der in beiden Wahlen siegreiche Kandidat gehörte der Freikonservativen Partei an und war für nationalbewusste Polen wohl kaum wählbar. Außerdem wirkte gerade im Jahr 1903 sicherlich die Propaganda des bereits erwähnten Stanislaw Kunz, der sich scharf gegen die »sozialdemokratische Umsturzpartei« gewandt hatte. 1912 war diese Propaganda bei den meisten polnischen Einwohnern des Kreises Bitterfeld lange vergessen. Außerdem besaßen zu diesem Zeitpunkt auch schon Vertreter der zweiten Zuwanderergeneration das Wahlrecht, deren Sozialisation vor Ort erfolgt war.³⁴

Nicht unterschätzt werden darf auch die Bedeutung, die der Erste Weltkrieg für die Integration von Teilen der Polen in und um Bitterfeld in die deutsche Mehrheitsgesellschaft hatte. Die Mehrheit der jüngeren männlichen polnischen Zuwanderer sowie die bereits über 18 Jahre alten Söhne der Zuwanderer mussten in der preußischen Armee am Krieg teilnehmen, wie der vorangestellte Lebenslauf des Zuwanderers Michał (Michael) Sobczak illustriert. Von den 80 Sandersdorfer Kriegstoten waren 20, demnach ein Viertel, Polen der ersten oder zweiten Zuwanderergeneration.³⁵ Der teilweise jahrelange Kontakt mit Deutschen sowie das zwangsläufige Erlernen der deutschen Sprache – falls sie von den Zuwandererkindern nicht ohnehin bereits beherrscht wurde – führten sicherlich bei vielen zumindest zu einer teilweisen Einebnung der Gräben zur deutschen Mehrheitsgesellschaft.

Entscheidung für Polen oder Deutschland (1918–1933)

In diese Situation einer steigenden Assimilationsbereitschaft bzw. zum Teil bereits stattgefundenen Assimilation seitens der Polen im Kreis Bitterfeld hinein erfolgte die Gründung der Republik Polen im November 1918. Damit und mit den Bestimmungen des am 28. Juni 1919 unterzeichneten Versailler Vertrages entstand für einen Teil der im Kreis Bitterfeld wohnhaften Polen eine Problematik, derer sich die Betroffenen – wenn überhaupt – zunächst nicht bewusst waren. Eigentlich staatsrechtlicher Natur, verbarg sich für die-

34 Das Wahlergebnis für 1912 bei Krug, Chronik, S. 74f., die Zahl der Wahlberechtigten basiert auf der Datenbank; die Wahlergebnisse für 1903 und 1907 in: *Ergänzungshefte der Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reichs*, 12. 1903, H. 4, S. 24f.; ebd., 16. 1907, H. 3, S. 83. Zur Agitation von Stanislaw Kunz s. der polizeiliche Überwachungsbericht über die am 26.4.1903 stattgefundene Versammlung katholischer Polen aus Magdeburg und Umgebung. *GStPK*, I. HA., Rep. 77, Tit. 870, Nr. 47b, Bl. 121f.

35 Standesamt der Gemeinde Sandersdorf, Sterberegister 1914–1918. Die Namen der Gefallenen auch bei Krug, Chronik, S. 68f.

sen Personenkreis dahinter die Frage nach der eigenen nationalen Identität. Besagter Friedensvertrag regelte in Artikel 91 die Frage der Staatsangehörigkeit der bisherigen deutschen Reichsangehörigen in den durch das Deutsche Reich an Polen abgetretenen Gebieten. Kam diesen, wenn sie bereits vor 1908 in diesen Gebieten gelebt hatten, automatisch die polnische Staatsangehörigkeit unter Verlust der deutschen zu, gab man den in Polen wohnenden ehemaligen deutschen Reichsangehörigen ein auf zwei Jahre nach Inkrafttreten des Vertrages befristetes Optionsrecht zugunsten der deutschen Staatsangehörigkeit (Artikel 91 Abs. 3). Spiegelbildlich dazu erhielten die im verbleibenden Teil Deutschlands wohnhaften deutschen Reichsangehörigen polnischer Nationalität das Recht, binnen derselben Frist für die polnische Staatsangehörigkeit zu optieren (Artikel 91 Abs. 4).³⁶

Am Verhältnis zum wieder entstandenen polnischen Staat schieden sich freilich die Geister der Polen der Bitterfelder Region. Dies bekam insbesondere der seit 1919 in Sandersdorf erneut tätige Sokółverein zu spüren. Durch ehemalige Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus dem ehemaligen Russisch-Polen verstärkt, war dieser Ende 1919 auf die stolze Zahl von 50 Mitgliedern gekommen. Ende 1920 spaltete er sich über der Frage der Unterstützung des polnischen Krieges gegen Sowjetrußland. Die nationalpatriotische Fraktion vor allem aus Altzuwanderern der ersten Generation und Neuzuwanderern aus Russisch-Polen war für eine bedingungslose, auch finanzielle Unterstützung dieses Krieges. Jüngere Vertreter der zweiten Generation hingegen, die teilweise aus ihrer Sympathie für die KPD keinen Hehl machten oder sich als »polnische Kommunisten« bezeichneten, wollten für diesen Krieg, der nach ihrer Ansicht nur zugunsten der polnischen Kapitalisten geführt wurde, keinen Pfennig opfern. Infolgedessen wurden einige der letzteren, »um den reinen nationalpolnischen Sokółgeist zu erhalten«, aus dem Verein ausgeschlossen. Daraufhin solidarisierten sich andere mit den Ausgeschlossenen. Der Sokół tagte dann einige Zeit nicht und zählte Mitte 1921 nur noch zwischen 10 und 15 aktive Mitglieder. Im Kern ging es bei dieser Diskussion nicht nur um Abgrenzung gegenüber kommunistischem Gedankengut, sondern vor allem um die Frage der Abschottung des Sokół und seiner Mitglieder gegenüber deutschen Organisationen und damit um das Problem der Integration in die deutsche Gesellschaft. Um die Wirkung des nationalpolnischen Programms des Sokół auf die Polen des Bitterfelder Raumes stand es zu dieser Zeit tatsächlich nicht mehr zum Besten. Darauf deuten

36 Zu den Rechtsgrundlagen und dem Verlauf der Option vgl. Mirosław Piotrowski, *Reemigracja Polaków z Niemiec 1918–1939*, Lublin 2000, besonders S. 117–154, 288–304; spiegelbildlich zur Option der Deutschen in Polen Torsten Lorenz, *Międzycród optiert. Behördenpolitik, Migration und Wandel in einem westpolnischen Landkreis*, in: Helga Schultz (Hg.), *Preußens Osten – Polens Westen. Das Zerbrechen einer Nachbarschaft*, Berlin 2001, S. 145–181.

bedauernde Äußerungen führender Funktionäre des Vereins anlässlich der geringen Teilnahme an den vom Sokół im Herbst 1921 in Holzweißig und Sandersdorf veranstalteten Kościuszko-Feiern³⁷ hin. Insbesondere die jüngeren Mitglieder verweigerten sich seit Jahresanfang 1921 dem Ausschließlichkeitsanspruch des Sokół in der nationalen Frage, indem sie die Mitgliederversammlungen und Turnübungen nicht besuchten. Gleichzeitig machten die Sokólfunktionäre die Eltern dafür verantwortlich, dass sie ihre Kinder nicht mehr in nationalpolnischem Sinne erzögen, und lehnten in internen Diskussionen jedes Verschulden der starren Haltung des Vereinsvorstands an dieser Entwicklung ab.³⁸

Dies alles ließ bereits erwarten, dass die Möglichkeit der Option für Polen nicht auf übermäßiges Interesse stoßen würde. Anhand der Quellen lassen sich erfreulicherweise die Namen der Optanten des Regierungsbezirks Merseburg und damit auch jener im Bitterfelder Raum exakt ermitteln. In und um Bitterfeld optierten insgesamt 69 Haushaltsvorstände bzw. deren über 18 Jahre alte Kinder für die polnische Staatsangehörigkeit. Mit Familienangehörigen waren dies genau 250 Personen. Ungefähr die Hälfte der Optanten, nämlich 35 (mit Familienangehörigen 133), war in Sandersdorf wohnhaft.³⁹ Die Anzahl der zu diesem Zeitpunkt in Sandersdorf lebenden optionsberechtigten Haushaltsvorstände betrug aber mindestens 160.⁴⁰ Höchstens ein Fünftel der Optionsberechtigten hatte diesen Schritt demnach unternommen. Verglichen mit dem Durchschnittswert der im Rheinland und in Westfalen lebenden Polen, wo ca. 10–12 Prozent der Berechtigten für die polnische Staatsangehörigkeit optierten⁴¹, ist dies punktuell dennoch ein hoher Wert. Als Vergleich mag die Stadt Bitterfeld dienen. Dort optierten bei einer annähernd gleich großen Zahl polnischer Haushalte wie in Sandersdorf genau drei (!) Familien.⁴²

Dies wirft ein Schlaglicht auf das unterschiedliche Integrationstempo der Polen in Stadt und Land. In Sandersdorf als dem Stützpunkt polnischer Organisationen (nach 1918 auch der polnischen Gewerkschaft ZZP [Zjednoczenie Zawodowe Polskie] sowie der Polnischen Arbeiterpartei [Narodo-

37 Die Feiern sollten an den polnischen Freiheitshelden Tadeusz Kościuszko (1746–1817) erinnern, der 1794 den später nach ihm benannten Aufstand gegen die russischen Invasoren anführte.

38 Sokół Sandersdorf, Sprawozdania 1920/21; ebd.: Bericht über 9 Jahre Tätigkeit des Sokół (1913–1921).

39 Die Optantenliste für den Regierungsbezirk Merseburg in: LHASA, MER, Regierung Merseburg Polizeiregistratur, Rep. C 48 Ie, Nr. 188, Bl. 115–122.

40 Zahl errechnet aus Datenbank sowie Adreßbuch für den Kreis Bitterfeld, Jahrgang 1925 (im Folgenden: Adreßbuch Bitterfeld).

41 Vgl. Piotrowski, Reemigracja, S. 294.

42 S. Optantenliste.

we Stronictwo Robotników], ab 1922 auch des Polenbundes [Związek Polaków w Niemczech])⁴³ gab es trotz aller bereits angesprochenen Schwierigkeiten deutlich mehr Angebote zur Identifikation mit dem polnischen Staat und der polnischen Nation als in Bitterfeld, wo nur noch der katholische Verein ›St. Barbara‹ existierte. Außerdem hatten die Polen in Bitterfeld durchschnittlich bereits höhere berufliche Qualifikationen erreicht als jene in Sandersdorf, was sicherlich zu einer schnelleren Integration derselben in die deutsche Mehrheitsgesellschaft beigetragen hatte. In Sandersdorf waren fast alle polnischen Zuwanderer der ersten Generation ungelernete Arbeiter. Die Angehörigen der zweiten Generation hatten in der Regel bereits eine Lehre abgeschlossen. Von ein oder zwei Geschäftsinhabern polnischer Herkunft abgesehen, gab es dort keinen polnischen Mittelstand. In Bitterfeld dagegen stellte sich dies ganz anders dar. So gab es 1925 bereits Handwerksmeister, Betriebsaufseher, Kaufleute polnischer Abstammung, die sich kaum noch als Polen empfanden, wie ihre geringe Bereitschaft für eine Option zugunsten Polens belegt. Zumindest schien in Bitterfeld kaum jemand auch nur im Entferntesten an die Möglichkeit einer Rückkehr nach Polen zu denken. Einer der drei Optanten, von Beruf Eisendreher, ließ seine Option sogar – erfolgreich – annullieren.⁴⁴ Nicht zuletzt wirkte in Bitterfeld die aus der Sicht der damaligen preußischen Behörden erfolgreiche Repression der Jahre 1904/05 nach, die die nationalpolnische Bewegung in der Stadt Bitterfeld härter als jene des Umlandes getroffen und den Grundstein zu einer verstärkten Assimilation der noch in Bitterfeld verbliebenen Polen gelegt hatte.

Trotz einer relativ hohen Optionsrate war die Neigung zur Rückkehr in die Heimat bei den Sandersdorfer Polen nicht gerade ausgeprägt. Von den 35 Familien vollzogen diesen Schritt freiwillig höchstens fünf.⁴⁵ Die anderen wurden auf dem Höhepunkt des ›Optantenkrieges‹ mit Polen Mitte 1925 zum 15. März 1926 des Landes verwiesen.⁴⁶ Weil ihre Namen den deutschen Behörden jedoch erst im September 1925 bekannt geworden waren (im Unterschied zu einer Familie aus Eisleben, die bereits im August 1925 Deutschland verlassen musste), profitierten sie von der baldigen Beilegung des Konflikts mit Polen, woraufhin die Abwanderungsaufforderungen ausgesetzt wurden. Zwischen 1925 und 1929 bemühte sich ein Großteil der Optanten um Rücknahme ihrer Option und Wiederverleihung der deutschen Staatsan-

43 Vgl. Johann Frackowiak, *Historia*, S. 6f. In Sandersdorf ausgestellte Mitgliedsbücher und -karten dieser Organisationen liegen dem Autor vor.

44 Annullierung der Option in: Optantenliste, Bl. 120RS, lfd. Nr. 132. Die Berufsangaben für Sandersdorf und Bitterfeld sind entnommen aus: Adreßbuch Bitterfeld.

45 Zahl beruht auf Datenbank sowie Adreßbuch Bitterfeld.

46 Abwanderungsaufforderungen an polnische Optanten. GStPK, I. HA., Rep. 77, Tit. 856, Nr. 363, Bl. 7f. Zum ›Optantenkrieg‹ zwischen Deutschland und Polen ausführlich Piotrowski, *Reemigracja*, S. 416–439.

gehörigkeit. Offenbar war einigen die Tragweite ihrer Entscheidung erst klar geworden, nachdem sie beinahe Deutschland hätten verlassen müssen und außerdem als Ausländer Nachteile rechtlicher Natur in Kauf zu nehmen hatten. Unter anderem musste der Vorsitzende des Herz-Jesu-Vereins in Sandersdorf 1925 nach dem Bekanntwerden seiner Option für Polen sein Gemeinderatsmandat niederlegen. Die polnischen Optanten konnten als Ausländer außerdem nicht an den Bauprogrammen für Siedlungshäuser partizipieren, die von Baugenossenschaften mit staatlicher Unterstützung Mitte bis Ende der 1920er Jahre aufgelegt wurden.⁴⁷ Nur in wenigen Ausnahmefällen erhielten die polnischen Optanten allerdings die deutsche Staatsangehörigkeit zurück, einige erzielten mit ihren Bemühungen lediglich das ›Ergebnis‹, nunmehr staatenlos zu sein, weil das polnische Konsulat die Annullierung akzeptierte, die preußischen Behörden aber den Betroffenen die alte Staatsangehörigkeit nicht wieder zuerkannten.⁴⁸

Inwiefern sich in der Option für die polnische Staatsangehörigkeit ein besonderes Bekenntnis zur polnischen Identität widerspiegelte, ob nicht auch in manchen Fällen die Unterschrift des Betreffenden unter die Optionserklärung durch dessen Unkenntnis der Konsequenzen erlangt worden sein mag, ist *post festum* nicht ohne weiteres zu entscheiden. Für Letzteres spricht die eingangs angeführte Petition des Optanten Michał Sobczak. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, unter welchem gewaltigen äußeren Druck die Bemühungen um Aufnahme in die Deutsche Volksliste stattfanden. Insofern wäre zumindest die Möglichkeit rein taktischer retrospektiver Behauptungen anzuerkennen. Aussagekräftiger ist hingegen die Haltung solcher Optanten, bei denen der Zusammenhang von nationalpolnischer Identität und Optionsentscheidung keinerlei Zweifel unterliegt. So etwa, wenn ein ehemals führendes Mitglied mehrerer polnischer Vereine gegen Ende seines Lebens in einem nur für den Privatgebrauch bestimmten Lebenslauf zugibt, dass es sich und seinen Kindern mit der Option Schaden zugefügt habe, diesen Fehler aber nicht mehr wiedergutmachen könne. Der Betreffende war Mitte der 1920er Jahre schriftlich bei dem in Poznań tätigen ›Komitet Remigracyjny‹ zwecks Beschaffung eines seiner Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatzes sowie einer Wohnung für ihn im Falle seiner Rückkehr vorstellig geworden, aber in dieser Frage vertröstet worden.⁴⁹ Die Rückkehrabsicht unterlag also keinem

47 Auflistung der Gemeinderatsmitglieder der Jahre 1924–1926. LHASA, MER, Akten des Kreis Ausschusses des Kreises Bitterfeld betreffend Angelegenheiten der Gemeinde Sandersdorf, Rep. C 50 Bitterfeld, Nr. 385; Krug, Chronik, S. 60f.; zusätzliche Informationen von Georg Frackowiak, Torgau.

48 S. Optantenliste.

49 Jan Frackowiak, Życiorys; Schreiben des ›Komitet Remigracyjny w Poznaniu‹ an Pan Jan Frackowiak, Ramsin bei Sandersdorf, betreffs Rückkehr nach Polen, vom 2.9.1926 (liegt dem Autor vor).

Zweifel. Im Gegensatz zu anderen Optanten hatte er sich auch nicht um die Rücknahme seiner Option bemüht.

Als wesentliches Unterscheidungskriterium bezüglich der Haltung der beiden letztgenannten Optanten kann weiterhin die Mitgliedschaft im Sokół dienen. Jan Frąckowiak war dessen Gründungsmitglied sowie 1922 für einige Monate sogar Präses des Vereins gewesen. Michał Sobczak hingegen war nach den Quellen kein Mitglied des Sokół. Unterstellt man einen Zusammenhang zwischen Mitgliedschaft in diesem in nationalpolnischem Sinne ausgesprochen aktiven Verein und einer besonders ausgeprägten nationalen Gesinnung bei dessen Mitgliedern, liegt es nahe, Letztere auf ihr Verhalten in der Optionsfrage zu überprüfen. Dabei fällt zunächst auf, dass die beiden Sokółvorsitzenden, die als Vorgänger bzw. Nachfolger von Jan Frąckowiak von 1914 bis 1939 fast ununterbrochen amtierten, Wawrzyn Cwojdziański und dessen Sohn Michał, obwohl optionsberechtigt, beide *nicht* für die polnische Staatsangehörigkeit optiert hatten. Dem im Januar 1921 gewählten Vorstand des Sokół gehörten neun Personen an, darunter zwei polnische Staatsbürger, die während des Weltkrieges ›Neuzugänge‹ aus Russisch-Polen gewesen waren. Von den anderen sieben optierten lediglich drei um die Jahreswende 1921/22 für die polnische Staatsangehörigkeit. Unter den verbleibenden vier deutschen Staatsangehörigen waren der Präses Cwojdziański (Senior), dessen Stellvertreter Julius Bzyl sowie der Turnwart des Vereins, Bolesław Jackowski.⁵⁰ Unter den einfachen Mitgliedern war die Optionsneigung zugunsten Polens noch schwächer ausgeprägt als im Vorstand. Insbesondere jene jüngeren Leute, die zur Zeit der Option zwischen 18 und 25 Jahren alt waren, also für sich selbst hätten optieren müssen, taten dies in der Regel nicht.⁵¹ Es handelte sich bei ihnen ja bereits um die Kinder der Zuwanderer, die der auf Separation von der deutschen Gesellschaft angelegten Politik des Sokółvorstandes mehrheitlich reserviert gegenüberstanden. Letztlich hatte dies zu der bereits angesprochenen Krise im Sandersdorfer Sokół geführt, infolge derer es zu einer Trennung zwischen ›Spreu‹ und ›Weizen‹ gekommen war, zumindest in den Augen der nationalpolnischen Aktivisten.

Es ist davon auszugehen, dass Vater und Sohn Cwojdziański aufgrund ihres geistigen Formats durchaus eine bewusste Entscheidung zugunsten einer Beibehaltung der deutschen Staatsangehörigkeit trafen, es sich bei der Nichtausübung der Option also nicht lediglich um ein Versehen handelte. Dies, obwohl zumindest der Senior öffentlich eine extrem nationalistische Position vertrat, wie beispielsweise seine Rede während der vom Sokół veranstalteten Feier anlässlich des Jahrestages der polnischen Verfassung von

50 Aufstellung der Vorstandsmitglieder in: Sokół Sandersdorf, Sprawozdania, Sitzung 9.1.1921. Cwojdziański war Jahrgang 1863, Bzyl 1871, Jackowski 1896.

51 S. Optantenliste.

1791 im Jahre 1920 belegt.⁵² Eine simple Klassifizierung der optionsberechtigten Polen nach dem Muster ›Optanten gleich polnische Nationalisten‹ und ›Nicht-Optanten gleich bereits Assimilierte‹ scheint demnach zu kurz zu greifen. Bedeutete die Option für Polen sicherlich das Vorhandensein zumindest noch eines Restes polnischen Nationalbewusstseins, verbunden mit einer – manchmal nur vagen – Absicht zur Rückkehr in die Heimat, lässt sich für das Nichtausüben der Option nicht ohne weiteres das Gegenteil behaupten. Auch wenn die große Mehrheit jener Polen, die die deutsche Staatsangehörigkeit behielten, sicherlich kaum noch einen Gedanken an eine Rückkehr nach Polen verschwendete, dürften – gerade in der älteren Zuwanderergeneration – trotz allem noch positive Gefühle gegenüber Polen bzw. der polnischen Nation vorhanden gewesen sein. Die Fortexistenz vor allem der polnisch-katholischen Vereine bis 1939 und die Präsenz der Altschwabener in diesen belegen dies deutlich. Besonders ab 1933 nahm die Bedeutung dieser Vereine als Zentren polnischer kultureller Tätigkeit noch einmal stark zu.

Angesichts dessen drängt sich förmlich der Gedanke auf, dass diese Polen – freilich unbewusst – ihre Vorstellung von Nation und Nationalität modifiziert hatten. Zu der herkömmlichen polnischen (und auch deutschen) Vorstellung von Nation als Abstammungsgemeinschaft, die sie ja weiterhin durch ihre Aktivitäten in den polnischen Minderheitenorganisationen pflegten, trat die westeuropäische (insbesondere französische) Vorstellung von der Nation als Staatsbürgernation, als Verband aller Staatsbürger, die am Gemeinwesen politisch partizipieren.⁵³ Dieser Partizipationsgedanke zeigte sich besonders deutlich bei dem Sokółvorsitzenden Michał Cwojdzinski, insofern dieser als deutscher Staatsbürger seit Ende der 1920er Jahre Mitglied des Sandersdorfer Gemeinderates war. 1930 kandidierte er auf Platz 2 der Liste der Polnischen Volkspartei im Wahlkreis Halle-Merseburg (erfolglos) für den Deutschen Reichstag.⁵⁴ Für den im Jahre 1900 in Sandersdorf Geborenen galt analog zu den Franzosen und deren Definition von Nation, dass er Deutscher war nicht aufgrund seiner Abstammung, sondern durch das Sprechen der Sprache, durch die Bereitschaft, am ökonomischen und politischen Leben Deutschlands teilzunehmen. Darüber hinaus war er mit einer deutschen Frau verheiratet.⁵⁵ Gleichwohl war er insofern auch Pole, als er einem polnischen Minderheitenverein vorstand und letztlich mit seiner Familie 1947 unter anderen, an dieser Stelle nicht zu diskutierenden Umständen nach Polen remi-

52 Sokół Sandersdorf, Sprawozdania, Sitzung 9.5.1920.

53 Zu den verschiedenen Nationskonzeptionen vgl. Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation*, S. 210–219.

54 LHASA, MER, Rep. C 48 Ie, Regierung Merseburg Polizeiregistratur, Nr. 1170, Bl. 10; Stimmzettel zur Reichstagswahl vom 14.9.1930, Wahlkreis Halle-Merseburg (liegt dem Autor vor).

55 Standesamt der Gemeinde Sandersdorf, Heiratsregister 1921.

grierte, wo er 1971 starb.⁵⁶ Für Cwojdzinski wie auch für andere Glieder der Sandersdorfer Polonia ist in diesem Zusammenhang ein situatives Zurücktreten der Bedeutung ihrer polnischen Ethnizität feststellbar.

Demnach schlossen sich also deutsche Staatsbürgerschaft als Ausfluss des politisch-partizipatorischen Nationskonzepts und polnische Identität im Sinne des ethnischen Nationskonzepts für einen Teil der Sandersdorfer Polen nicht *a priori* gegenseitig aus. Im Sinne des Letzteren hätte aufgrund der für dieses Konzept charakteristischen engen Verbindung von Zugehörigkeit zur Nation und rechtlicher Zugehörigkeit zum Gemeinwesen ein eindeutiges Votum nicht nur aller polnisch-national Denkenden im Raum Bitterfeld zugunsten der Staatsangehörigkeit des wieder erstandenen polnischen Staates erfolgen müssen, sondern sogar eines aller deutschen Bürger polnischer Abstammung überhaupt. Dass das ethnische Nationskonzept nicht mehr allein griff, sondern bei dem größten Teil der Betroffenen durch das politisch-partizipatorische Konzept der Nation überlagert wurde, lässt sich durch deren tatsächliches Verhalten bezüglich der Optionsfrage belegen. Außerdem wird deutlich, dass die Idee einer auf angeblicher gemeinsamer Abstammung beruhenden Nation auf einer nur scheinbaren Realität basiert. Gerade hier handelte es sich um eine ›imagined community‹ (Benedict Anderson)⁵⁷, eine vorgestellte Gemeinschaft. Als diese Vorstellung von Gemeinschaft verblassete, wie es bei den Polen der Bitterfelder Region zur Zeit der Option bereits weitgehend der Fall war, wurde sie für das Verhalten des Einzelnen irrelevant. Dies erwies sich an der übergroßen Mehrheit der Optionsberechtigten, die nicht für Polen optierten.

Dass der Sog in Richtung einer Identifikation mit der neuen Heimat stark war, wird auch durch die relativ große Zahl von Optanten belegt, die Anträge auf Rücknahme der Option und Wiederverleihung der deutschen Staatsangehörigkeit stellten.⁵⁸ Die Verhandlungen darüber fanden in den Jahren von 1925 bis 1929 statt; in den meisten Fällen verliefen sie für die Antragsteller erfolglos. Zu dieser Zeit partizipierten die deutschen Staatsbürger polnischer Herkunft an den bereits erwähnten Bauprogrammen. Das war ein Punkt, der sicherlich die in Sandersdorf lebenden polnischen Staatsbürger sehr nachdenklich machen konnte im Hinblick auf die Frage, ob sie mit der Option einen Fehler begangen hatten. Selbst sehr nationalbewusste Optanten rangen sich, wie bereits dargelegt, zu derartigen Einsichten durch. Freilich war es dafür zu diesem Zeitpunkt bereits viel zu spät.

56 Auskunft von Marek Rajmund Cwojdzinski, Hamburg.

57 Vgl. Anm. 8.

58 S. Optantenliste.

Mitteldeutsche Polen und die deutsche Volksgemeinschaft (1933–1945)

In eine gänzlich anders gelagerte Situation gerieten die in der Bitterfelder Region lebenden polnischen Staatsangehörigen im Jahre 1939 angesichts der Zerschlagung des Staates, dessen Bürger sie waren, durch die NS-Macht-haber. Seit deren ›Machtergreifung‹ 1933 und dem seither graduell verschieden auf die polnische Minderheit ausgeübten Druck kam es in der Sandersdorfer Polonia zu einer starken Rückbesinnung auf die eigene Ethnizität. In den Jahren zuvor hatte der bereits angesprochene Erosionsprozess der polnischen Identität hingegen beachtliche Fortschritte gemacht und gegen Ende der 1920er Jahre sogar den Sokółverein erfasst, dessen Fußballsektion 1928 dem Deutschen Arbeiter-Turn- und Sportbund beitrug. Damit war die bisherige Abschottungspolitik des Sokół gegenüber der deutschen Gesellschaft endgültig aufgegeben worden. Infolgedessen und dank eines bereits 1922 erfolgten Generationswechsels in der Führung des Sportvereins hatte dessen Attraktivität für die zweite, jüngere Generation der Sandersdorfer Polen wieder spürbar zugenommen. 1933 stellte der Verein infolge des Drucks der Nationalsozialisten seine Tätigkeit zunächst ein, die er erst zwei Jahre später erneut aufnahm, nachdem die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen wieder einigermaßen ›normalisiert‹ worden waren.⁵⁹

Seit 1935 war im Sokół ein zunehmend scharfer nationalistischer Ton zu spüren, etwa wenn in Reden von einer angesichts der Realität völlig absurden Funktion des Sokół als »Vormauer des Polentums in Sandersdorf«⁶⁰ gesprochen wurde. Auch in der Rhetorik hatte sich der polnische Verein an die nationalistische Scharfmacherei des deutschen Umfeldes angeglichen, nur dass es eben polnischer Nationalismus war, der hier zum Ausdruck kam. Insgesamt war auch der Einfluss des polnischen Staates auf die Sokółvereine in Deutschland seit 1933 ständig gestiegen. So lassen die Quellen auf eine enge Verbindung zwischen dem Sandersdorfer Sokółvorsitzenden und dem polnischen Konsulat in Leipzig und auf finanzielle Unterstützung des Sokół durch selbiges schließen.⁶¹

Für die Periode von 1933 bis 1939 insgesamt wird anhand verschiedener Vorgänge deutlich, dass die polnische Minderheit in Sandersdorf wie im Reich insgesamt zur Geisel des Staates geworden war, in dem sie lebte, um das ›Wohlverhalten‹ der polnischen Seite zu garantieren. Aufgrund dieser Funktion blieb es ihr auch bis 1939 erspart, der nationalsozialistischen ›Volksgemeinschaft‹ eingegliedert zu werden, wie es beispielsweise den Lau-

59 Sokół Sandersdorf, *Sprawozdania*, passim.

60 Ebd., Sitzung 27.10.1935.

61 LHASA, MER, Rep. C 48 Ie, Regierung Merseburg Polizeiregistratur, Nr. 1170, Bl. 54.

sitzer Sorben widerfuhr, die nach Gleichschaltung ihrer Minderheitenorganisationen und einem schrittweisen Verlust ihrer kulturellen Autonomie nicht einmal mehr als Minderheit angesehen wurden, sondern als fremdsprachiger deutscher Volksstamm (übrigens ebenso wie die Masuren in Ostpreußen) galten.⁶²

Nach dem Überfall Deutschlands auf Polen konnte sich die polnische Minderheit um Bitterfeld der ›Eingliederung‹ in die deutsche ›Volksgemeinschaft‹ nicht mehr entziehen. Die letzten beiden aktiven polnischen Vereine, der Herz-Jesu-Verein in Sandersdorf und der Verein ›St. Franciscus Xaver‹ in Greppin, wurden im Oktober 1939 durch die Gestapo geschlossen, deren ohnehin nicht großes Vermögen wurde beschlagnahmt. Der Sokół scheint zu diesem Zeitpunkt nicht mehr existiert zu haben. Zumindest wird er in den recht genauen Akten der Gestapodienststelle Halle (Saale) nicht erwähnt.⁶³ Wahrscheinlich hatten es dessen Mitglieder vorgezogen, durch Selbstauflösung Repressionen zuvorzukommen. Mit der zwangsweisen Auflösung der polnischen Vereine durch die Nationalsozialisten endete das fast genau ein halbes Jahrhundert währende organisatorische Eigenleben der Polonia um Bitterfeld. Fortan bestand sie nur noch aus Individuen, deren Bestimmung es gemäß der Sichtweise der Nationalsozialisten war, so schnell wie möglich unter Verlust aller Individualität im deutschen ›Volkskörper‹ aufzugehen.

Für jene Angehörigen der Polonia, die bereits deutsche Staatsangehörige waren, zog diese Entwicklung keine juristischen Konsequenzen nach sich. Anders hingegen für die Polen, die bis zum Einfall der Deutschen in den polnischen Staat polnische Staatsbürger gewesen waren: Diese wurden nach 1939 dem ›System völkisch-rechtlicher Eindeutschung und Aussonderung‹ (Martin Broszat) in Form der Deutschen Volksliste unterworfen. Betroffen waren diesmal nicht nur die polnischen Optanten von 1922, die bis dahin deutsche (bzw. preußische) Staatsangehörige gewesen waren, sondern auch jene Neuzuwanderer, die während des Ersten Weltkriegs als Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangene aus dem damaligen Russisch-Polen zur Bitterfelder Polonia gestoßen waren. Einige der Letzteren kehrten Anfang der 1920er Jahre in die Heimat zurück; ein beachtlicher Teil hingegen blieb, obwohl lediglich Ausländerstatus besitzend, in der Bitterfelder Region. Alle diese bisherigen polnischen Staatsangehörigen erhielten, falls sie aus den Gebieten stammten, die von der ›Eingliederung der Ostgebiete in das Großdeutsche

62 Bezüglich der sorbischen Minderheit vgl. Timo Meškank, *Die Zwischenkriegszeit. Sorbische Bewegung unter Irredentaverdacht*, in: Edmund Pech/Dietrich Scholze (Hg.), *Zwischen Zwang und Beistand: Deutsche Politik gegenüber den Sorben vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart*, Bautzen 2003, S. 39–72.

63 Geheime Staatspolizei, Staatspolizeistelle Halle (Saale), an Regierungspräsident in Merseburg, 4.11.1939, 15.2.1940. LHASA, MER, Rep. C 48 Ie, Regierung Merseburg Polizeiregistratur, Nr. 1170, Bl. 240, 244.

Reich« betroffen waren, zunächst durch Erlass mit dem Stichtag 26. Oktober 1939 die deutsche Staatsangehörigkeit.⁶⁴ Annektiert worden war unter diesem Datum nicht nur der Gebietsbestand, der im Versailler Vertrag an Polen hatte abgetreten werden müssen, sondern darüber hinaus auch ein großer Teil des ehemaligen Russisch-Polens und ein kleiner Teil Galiziens, das bis 1918 zu Österreich gehört hatte.⁶⁵ Damit war der Kreis derer, die mit der Annexion automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft erhielten, deutlich weiter gezogen als die begrenzte Anzahl der Optanten, die 1922 von der deutschen zur polnischen Staatsangehörigkeit gewechselt waren.

Eine Möglichkeit, sich der Annahme der deutschen Staatsangehörigkeit zu entziehen, bestand im Innern Deutschlands, im sogenannten Altreich, offenbar nicht, vor allem nicht für jüngere Männer, die geeignet zum Dienst in der Wehrmacht waren. Zumindest berichtet der letzte Schriftführer des Sandersdorfer Sokół in seinen Lebenserinnerungen, dass er im Weigerungsfalle sofort in ein Konzentrationslager gekommen wäre. Unter Rücksichtnahme auf seine Familie und seinen kleinen Sohn habe er auf dem Landratsamt Bitterfeld dem Ansinnen zugestimmt. Wenige Monate danach sei er zur Wehrmacht einberufen worden.⁶⁶ Ob die Drohung mit dem KZ reell war, kann an dieser Stelle nicht beurteilt werden. Zumindest im besetzten Polen wurden auf Anweisung Heinrich Himmlers Deutschstämmige, die ihre Eintragung in die Deutsche Volksliste (DVL) (s. unten) nicht beantragten, solcherart sanktioniert. Ebenso betraf dies Volkslistenangehörige der Gruppe 3 (Staatsangehörigkeit auf Widerruf), die ihre Ausweise zurückgaben oder nicht annahmen.⁶⁷

Die »Kandidaten« für die deutsche Staatsangehörigkeit mussten standardisierte Fragebögen ausfüllen, in denen Auskunft gefordert wurde über die Staatsbürgerschaft des Betreffenden am 25. Oktober 1939, Muttersprache sowie Sprachkenntnis, Mitgliedschaft in deutschen bzw. polnischen Parteien und Organisationen, Volkszugehörigkeit des Ehepartners. Darüber hinaus sollten zusätzliche Angaben über die Zugehörigkeit zum deutschen Volk (z.B. Schulbesuch, Zeugen, Verfolgungen, insbesondere Gefängnis- und Geldstrafen, wirtschaftliche Benachteiligungen) gemacht werden. Zu versichern war, dass keiner der vier Großeltern »der jüdischen Rasse oder Religion angehört hat«. Höhepunkt des Ganzen war die abschließende Erklärung,

64 Runderlaß des Reichsministers des Innern, 25.11.1939, in: Reichsministerialblatt für die innere Verwaltung, S. 2057.

65 Vgl. Broszat, Polenpolitik, S. 31–37.

66 Johann Frackowiak, Erinnerungen 1939/45, maschinenschriftliches Manuskript, 1986, S. 1f.

67 Vgl. Broszat, Polenpolitik, S. 133–136.

wonach man sich »zum deutschen Volkstum bekenne«.⁶⁸ Leicht nachvollziehbar ist die schwere emotionale Belastung für nationalbewusste Polen, die eine derartige Erklärung unterschreiben sollten. Derer gab es in Sandersdorf bis 1939 immerhin noch einige. Wahrscheinlich erwiesen sich bereits der von der deutschen, nationalsozialistischen Umgebung erzeugte Konformitätsdruck und die Umstände der Vernichtung des polnischen Staates als ausreichend, um die ›Antragsteller‹ zur Unterschriftsleistung zu bestimmen. Zusätzliche Pressionen und offene Drohungen seitens der Behörden waren deshalb wohl kaum nötig.

Obwohl das Regierungspräsidium den Bitterfelder Landrat dazu aufforderte, vor Ausgabe der Staatsangehörigkeitsausweise »nochmals genauestens zu prüfen, ob die Betreffenden auch tatsächlich als ein erwünschter Bevölkerungszuwachs anzusehen« seien, erhielten die bisherigen polnischen Staatsangehörigen in der Regel zunächst ohne Probleme die deutsche Staatsangehörigkeit.⁶⁹ Dies änderte sich mit der forcierten Durchführung des rasseideologischen Programms der Nationalsozialisten in Bezug auf die Germanisierung der annektierten polnischen Territorien. Zwecks Erfassung der dort lebenden Volksdeutschen und sogenannten Eindeutschbaren wurde im März 1941 die Einführung einer Deutschen Volksliste beschlossen, in der die Betroffenen gemäß ihrer Nähe zum ›Deutschtum‹ in vier Klassen gruppiert werden sollten.⁷⁰ Die Schaffung dieses aus den rasseideologischen Vorstellungen der Nationalsozialisten resultierenden Instruments hatte auch Rückwirkungen auf die ehemals polnischen Staatsbürger im Bitterfelder Raum, wurden doch sämtliche bereits vorgenommenen Staatsangehörigkeitsverleihungen ab 1941 in diesem Sinne nochmals auf den Prüfstand gestellt. Als Kriterien für die Feststellung ›wertvollen Bevölkerungszuwachses‹ wurden genannt: die – auch innerliche – positive Einstellung der Beteiligten zum Deutschtum; deren Bekenntnis zum Deutschtum, auch vor dem Krieg, und durch welche Tatsachen und Handlungen sich dies ausdrückte; die Qualität der Arbeitsleistungen des Betreffenden (mit Zeugnis des Arbeitgebers); einwandfreies polizeiliches Führungszeugnis; Erziehung der Kinder in deutschem Sinne.⁷¹

68 Fragebögen zur Feststellung des Erwerbs der deutschen Staatsangehörigkeit in den eingegliederten Ostgebieten (im Folgenden: Fragebögen). LHASA, MER, Rep. C 48 Ie, Regierung Merseburg Polizeiregistratur, Nr. 1233–1238a (12 Bde.).

69 Nachweisungen betreffend Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit in den eingegliederten Ostgebieten, Kreis Bitterfeld. LHASA, MER, Rep. C 48 Ie, Regierung Merseburg Polizeiregistratur, Nr. 1232 I.

70 Verordnung über die deutsche Volksliste und die deutsche Staatsangehörigkeit in den eingegliederten Ostgebieten vom 4.3.1941, in: Reichsgesetzblatt (RGBl.) Teil I, S. 118. Vgl. zum Folgenden auch Broszat, Polenpolitik, S. 118–137.

71 Fragebögen, Nr. 1233 (A–C), Antrag Roman Bartczak, Bl. 8.

Die von den Betroffenen erneut auszufüllenden Fragebögen sind, obwohl für die fragliche Region nur noch teilweise erhalten, in doppelter Hinsicht sehr interessant. Einerseits gewähren sie einen hervorragenden Blick auf die Innensicht dieser Bevölkerungsgruppe auf das ihr gestellte Problem ›Bekanntnis zum Deutschtum‹. Erkennbar wird, inwieweit der Antrag auf Aufnahme in die Deutsche Volksliste bereits auf offene Türen traf, die Assimilation also zumindest teilweise bereits stattgefunden hatte, oder ob das Bekkenntnis zum Deutschtum nur unter Druck stattfand. Andererseits lässt sich die teilweise extrem menschenverachtende Sichtweise der deutschen Staats- und Parteistellen nachvollziehen. Trotz aller in den Fragebögen mitunter durchscheinenden ostentativen Deutschtumsbekenntnisse von polnischen Zuwanderern der ersten Generation führte dies auch nur zu einer Volkslisteneinstufung der Gruppe 3 (Staatsangehörigkeit auf Widerruf). Diese Einstufung erhielten die meisten Alteinwanderer, auch wenn sie als Muttersprache ›deutsch‹ angaben. Ein Teil dieser Gruppe jedoch wurde ganz abgelehnt, vor allem Personen, die bereits älter als 60 Jahre waren. Dies hatte eine Einstufung als Staatenlose und demgemäß deutlich mindere Rechte für die Betroffenen zur Folge. Die jüngere, im Bitterfelder Raum geborene Generation erhielt dagegen in der Regel die Klasse 2 (passive deutschstämmige Personen). Mit der Einstufung in Gruppe 2 ging die Verleihung der deutschen Staatsangehörigkeit *und* des Reichsbürgerrechts im Sinne des Reichsbürgergesetzes von 1935 einher. Für die jüngeren Männer bedeutete die Eintragung in die DVL in der Regel die Einberufung zur Wehrmacht, wenn sie nicht ohnehin dort schon dienten. Die Volkslistenverfahren zogen sich teilweise über Jahre hin, so dass mancher Staatsangehörigkeitsausweis erst Anfang 1945 ausgestellt, jedoch nicht mehr übergeben wurde. Von insgesamt 246 Fällen in und um Bitterfeld waren 183 bis Ende 1944 entschieden. Davon waren je 85 in Gruppe 2 bzw. 3 der DVL aufgenommen worden, lediglich 13 Personen wurden abgelehnt. Auffallend ist, dass sich unter den Abgelehnten nur ein Mann im wehrpflichtigen Alter befand.⁷² Dies zeigt deutlich, dass die zuständigen Instanzen im Regierungsbezirk Merseburg und Kreis Bitterfeld entgegen den ›volkstumpolitischen‹ Intentionen von NSDAP und besonders der SS unter Heinrich Himmler⁷³ bemüht waren, eine so große Zahl von potentiellen Wehrpflichtigen wie möglich in die DVL einzutragen. Dies, obwohl ein großer Teil gerade der Männer ›Neuzugänge‹ aus dem Ersten Weltkrieg waren, deren Sozialisation in Polen stattgefunden hatte.

Gleichfalls scheint klar zu sein, dass den polnischen Optanten von 1922 in der Regel höchstens die Gruppe 3 der DVL zuerkannt wurde, wenn deren

72 Polizeidirektion Bitterfeld, Entscheide über Aufnahme in die deutsche Volksliste. LHASA, MER, Rep. C 48 Ie, Regierung Merseburg Polizeiregistratur, Nr. 1232 I.

73 Vgl. dazu Broszat, Polenpolitik, S. 118–137.

›Anträge‹ nicht sogar der Ablehnung verfielen. So befanden sich unter den 13 Abgelehnten immerhin acht frühere Optanten bzw. deren Ehefrauen. Die anderen Optanten erhielten mit einer Ausnahme die Kategorie 3. Darin sind nicht berücksichtigt die Fälle, in denen DVL-Verfahren ehemaliger Optanten sich über Jahre hinzogen und eine endgültige Entscheidung aufgrund des Untergangs des Nazi-Regimes nicht mehr erfolgte. Warum man gerade mit den ehemaligen Optanten derart rigide umging, liegt auf der Hand: Die Ausübung der Option wurde von den deutschen Behörden als ›Bekennnis zum polnischen Volkstum‹ aufgefasst, woraufhin die Betroffenen nicht in die für ›Volksdeutsche‹ vorgesehene Gruppe 2 der DVL eingeordnet werden konnten. So in dem eingangs bereits erwähnten Fall des Michał Sobczak aus Sandersdorf. Zwar hatte dieser seine Option für die polnische Staatsangehörigkeit als irrtümlich bezeichnet, die deutschen Stellen nahmen ihm dies jedoch nicht ab. Obwohl er nur deutsche Schulen besucht und mit den deutschen Sitten und Gebräuchen vertraut sei, beweise er »in seiner allgemeinen Haltung immer noch, dass er Pole ist. Dieser Eindruck kann auch durch die Tatsache, dass ein Sohn jetzt bei der Wehrmacht dient, nicht verwischt werden. S. kann als wertvoller Bevölkerungszuwachs nicht angesehen werden.«⁷⁴ Der eben Erwähnte hatte in seinem Fragebogen etwas zu freimütig für sich und seine Ehefrau die polnische Muttersprache reklamiert und Deutsch lediglich unter ›Sprachkenntnis‹ vermerkt.

In den Antragsformularen anderer, der ersten Zuwanderergeneration zugehöriger Optanten ebenfalls aus der Bitterfelder Gegend liest sich dies anders. In mehreren Fällen gaben die Antragsteller als Muttersprache Deutsch und in der Rubrik Sprachkenntnisse Polnisch an. Darüber hinaus hatten die Ehepartner sich in ihren jeweiligen Fragebögen gegenseitig als deutsche Volkszugehörige bezeichnet.⁷⁵ Interessant ist dies insofern, als in den Fragebögen auch die jeweiligen Vorfahren und deren Wohnorte bis zu den Großeltern zurück angegeben werden mussten. Das Ergebnis dieser Art, den Antrag auszufüllen, war allerdings auch nicht so, wie die Antragsteller möglicherweise annahmen. Ein Antragsteller verstarb vor einer endgültigen Entscheidung, eine zweite Familie wurde von den Behörden dilatorisch behandelt, so dass bis Ende 1944 keine Entscheidung getroffen worden war. Der dritte Fall führte zu einer Eingruppierung in die DVL-Gruppe 3.⁷⁶ Letzteres, obwohl die Frau des Antragstellers gegenüber den Behörden besonders

74 Kreisleitung Bitterfeld der NSDAP an Polizeidirektor Bitterfeld, 9.5.1941; Polizeidirektor Bitterfeld an Regierungspräsident Merseburg, 13.5.1941. Fragebögen, Nr. 1237a (R-S), Bl. 378f. (Zitat Bl. 379).

75 So in den Anträgen von Sylwester und Antonia Dolata, Zscherndorf (Fragebögen, Nr. 1233a), Valentin und Hedwig Frackowiak, Sandersdorf (ebd.), Andreas und Elisabeth Wawrzyniak, Holzweißig (Fragebögen, Nr. 1238a).

76 Polizeidirektion Bitterfeld, Entscheide über Aufnahme in die deutsche Volksliste.

deutlich ihre deutsche Abstammung behauptete. Man konstatierte zwar, dass sie mit den deutschen Sitten und Gebräuchen vertraut sei, aber ein Bekenntnis zum deutschen Volkstum vor dem 1. September 1939 nicht abgelegt habe und die deutsche Sprache nur mündlich beherrsche. Darüber hinaus habe sie für Polen optiert und könne deshalb nicht als erwünschter Bevölkerungszuwachs angesehen werden.⁷⁷

Auch wenn diese Aussagen unter dem Gesichtspunkt nationalsozialistischer ›Volkstumspolitik‹ als durchaus konsequent erscheinen mögen, zeigen letztere Fragebögen doch deutlich, dass es unter den polnischen Zuwanderern, die 1922 für die polnische Staatsangehörigkeit optiert hatten, eine Reihe gab, die Bürger des Großdeutschen Reiches werden wollten. Ansonsten hätten sie sich nicht so unverhohlen als Deutsche bezeichnet. Die Gründe dafür konnten verschieden sein. Zum einen war möglicherweise die Angst vor Nachteilen im NS-Staat Antriebskraft für ein solches Handeln. Zum anderen kann die erwünschte Aufnahme in die Deutsche Volksliste auch der Endpunkt eines langwierigen Integrations- und Assimilationsprozesses gewesen sein. Vermutlich besaßen diese Personen von Kind auf sowohl polnische als auch deutsche Sprachkenntnisse, wie in den Fragebögen angegeben. Unterstellt man weiterhin, dass sie, die seit vielen Jahren in Mitteldeutschland lebten – dies geht aus den Fragebögen ihrer Kinder hervor – mit ihrer Familie überwiegend deutsch sprachen, mit ihrer deutschen Umgebung ohnehin, dann war der Weg zu einer Reklamation des Deutschen als Muttersprache nicht mehr weit. Ihre ursprünglich wahrscheinlich vorhandene polnische Identität war dem gleichen Erosionsprozess unterworfen gewesen wie jene der meisten Polen, die 1922 nicht für die polnische Staatsangehörigkeit optiert hatten. Dazu hatte sicherlich beigetragen, dass ihre Kinder, insbesondere die Söhne, sich bereits sehr gut in Deutschland integriert hatten und darüber hinaus oftmals auch dem Nationalsozialismus mit Sympathie gegenüberstanden. Gerade die Söhne der erwähnten Elisabeth Wawrzyniak sind dafür ein gutes Beispiel: Einer war bereits 1932/33 im Freiwilligen Arbeitsdienst und in der Hitlerjugend (HJ) gewesen, der zweite seit 1937 Mitglied der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und zur Zeit der Antragstellung bei der Wehrmacht.⁷⁸ Wohlgermerkt waren auch die Söhne bis 1939 polnische Staatsangehörige gewesen. Kontakte zu polnischen Organisationen scheinen aber nicht bestanden zu haben. Unter diesen Umständen war auch das Bekenntnis ihrer Eltern zum deutschen Volkstum nur zu konsequent, was freilich von den Nationalsozialisten in ihrer rasseideologischen Verblendung nicht honoriert wurde.

77 Fragebögen, Nr. 1238a, Bl. 129.

78 Ebd., Bl. 107, 119.

Polonia versus Germania?

Einen Automatismus zwischen polnischer bzw. deutscher Identität einerseits und der Entscheidung für die polnische bzw. deutsche Staatsbürgerschaft andererseits hat es bei den polnischen Arbeitsmigranten im Bitterfelder Raum nicht gegeben. Ein solcher Automatismus hätte als Voraussetzung einer stabilen, entweder polnischen oder bereits deutschen Identität bedurft. Solche stabilen Identitäten existierten aber nur bei einem gewissen Teil der Betroffenen. Die Mehrheit derselben war eher der ›Grauzone‹ gemischter und sich überlagernder Identitäten zuzurechnen. Diese Migranten hatten das Problem, dass ihre Identität zwar zwischen beiden Alternativen oszillierte, sich dies in der Entscheidung über die Staatsbürgerschaft aber nicht widerspiegeln konnte, weil die Möglichkeit eines, modern gesprochen, ›Doppelpasses‹ nicht bestand. Demzufolge mussten andere Kriterien in den Vordergrund treten. Bei vielen Optanten waren sicher rationale Erwägungen hinsichtlich des weiteren Verbleibens in Deutschland, bei anderen irrationale Motivationen und Emotionen hinsichtlich ihres Vaterlandes Polen bestimmend. Nicht ohne Einfluss waren, gerade im Hinblick auf die NS-Diktatur, historische Rahmenbedingungen, die zunächst zu einer Rückbesinnung auf die Zugehörigkeit der fraglichen Bevölkerungsgruppe zur polnischen Nation führten. Später ließen diese in der Endkonsequenz aber zunächst keine Alternative zur Zwangsgermanisierung mehr zu. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten wirkte insofern gewissermaßen als ein ›retardierendes Element‹ auf den Erosionsprozess polnischer Identität ein.

Vor allem für die Zeit der Weimarer Republik und die ersten Jahre des NS-Regimes lässt sich die Identität der zahlreichen Angehörigen der eben benannten ›Grauzone‹ hybrider und sich überlagernder Identitäten am besten mit dem Konzept der situativen Ethnizität beschreiben. So kann bei diesen polnischen Minderheitenangehörigen in und um Bitterfeld ein Nebeneinander von Geschlossenheit und Offenheit bei der Identitätsbildung im Hinblick auf die deutsche Bevölkerung, innerhalb derer die Polonia siedelte, festgestellt werden. Dafür spricht der diagnostizierte Bedeutungsverlust der polnischen Identität in vielen Lebensbereichen. Unter anderem betraf dies den politisch-rechtlichen Bereich, was sich in der Nichtausübung der Option für die polnische Staatsangehörigkeit und die Partizipation am deutschen politischen Leben durch die Übernahme von Mandaten auf Gemeindeebene und Kandidaturen für den Deutschen Reichstag durch sich ihrer polnischen Ethnizität durchaus bewusste Angehörige der Polonia um Bitterfeld zeigte. Auch die – unbewusste – Adaption eines nicht auf ethnischer, sondern auf politisch-partizipatorischer Grundlage beruhenden Modells von Nation und Nationalität unterstützt diese Beobachtung. Belege für einen Bedeutungsverlust polnischer Identität in bestimmten Lebenssituationen steuert gleich-

falls die in diesem Beitrag nicht extra ausgeleuchtete soziale Dimension des Assimilationsprozesses bei: So war bei den im polnischen Minderheitenverein Sokół aktiven Angehörigen der zweiten Zuwanderergeneration die Heirat innerhalb der eigenen ethnischen Gemeinschaft nicht mehr die Norm.

Gleichzeitig aber blieb polnische Ethnizität gerade durch derartige Minderheitenvereine erhalten, die sich der Pflege der polnischen Sprache und polnischen Traditionsguts widmeten und gerade nach 1933 noch versuchten, die jüngste, nunmehr bereits dritte Generation in diesem Sinne zu erziehen. Aufgrund der Zerschlagung des polnischen Organisationswesens durch die Nationalsozialisten musste diese Absicht jedoch scheitern. Die nach 1933 in der polnischen Gemeinschaft stattgehabte Rückbesinnung auf die polnische Identität belegt demnach, dass zumindest ein Teil derselben als abgeschlossene Gruppe überdauert hatte. Der Assimilationsprozess war in dieser Gruppe *nicht* bis zu seinem ›Endpunkt‹ gekommen, der Übernahme aller Verhaltensweisen und Einstellungen der ›Mehrheit‹ durch die ›Minderheit‹. Auch die durch die Nationalsozialisten verordnete Zwangsassimilierung führte letztlich nicht hundertprozentig zu diesem Endpunkt. Zwar wurde das Organisationswesen der polnischen Minderheit um Bitterfeld aufgrund der Prioritätenverlagerung des 1945 neu entstandenen, jetzt aber prokommunistischen polnischen Staates hin zu einer Remigration der Auslandspolen in die sogenannten ›wiedergewonnenen Gebiete‹ nicht mehr wiederbelebt. Dennoch spielte das Bewusstsein polnischer Ethnizität eine entscheidende Rolle bei der Rücksiedlung einer Reihe von Angehörigen der zweiten Migrantengeneration, also der Kinder der ursprünglichen Zuwanderer, aus der Gegend von Bitterfeld nach Polen in den Jahren 1947 und 1948. Obwohl die übergroße Mehrheit der Nachkommen der polnischen Zuwanderer diesen Schritt nicht taten, der Assimilationsprozess bei ihnen in der Regel vollständig verlaufen war, belegt die Nutzung der ethnischen Zugehörigkeit durch einen Teil dieses Bevölkerungskreises, um durch Auswanderung nach Polen der in Deutschland herrschenden Nachkriegsnot zu entgehen, erneut die Anwendbarkeit des Konzepts der situativen Ethnizität. Gleichzeitig wird deutlich, dass es sich bei Assimilationsprozessen durchaus um reversible Vorgänge handeln kann.

Roberto Sala

Die Nation in der Fremde. Zuwanderer in der Bundesrepublik Deutschland und nationale Herkunft aus Italien

Es ist nicht zuletzt der Historischen Migrationsforschung zu verdanken, dass Zuwanderung in die Bundesrepublik Deutschland heute zunehmend als ›Normalfall‹ wahrgenommen wird.¹ In der Tat sind Menschen ausländischer Herkunft ein fester Bestandteil der ansässigen Bevölkerung geworden. Aus Anlass des 50. Jahrestags des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens im Jahr 2005 widmeten Presse und verschiedene Institutionen den Italienern in Deutschland und ihrer Geschichte besondere Aufmerksamkeit. Bedacht wurden diejenigen, die infolge der massiven Arbeitsmigration aus Italien während der 1950er bis 1970er Jahre in die Bundesrepublik gekommen waren.² Mit etwa 600.000 Personen stellen heute italienische Staatsangehörige nach türkischen die zweitgrößte Ausländergruppe in Deutschland.

Die deutsche Mehrheitsgesellschaft neigt dazu, Migranten aufgrund ihrer nationalen Zugehörigkeit zu unterscheiden, wenn auch bezüglich ihrer Herkunft in Einzelfällen andere Distinktionskriterien wie ›Afrikaner‹ oder früher ›Südländer‹ von Belang sind. Zugleich spielt die nationale Herkunft eine fundamentale Rolle in der Selbstwahrnehmung und in den sozialen Beziehungen von Migranten. Auch für die Wissenschaft (mit der partiellen Ausnahme der auf lokale Kettenwanderungen fokussierten Untersuchungen)³ hat die nationale Herkunft der Migranten eine hohe Bedeutung, denn

Dieser Aufsatz bietet eine erheblich überarbeitete Version von: Roberto Sala, *Immigrati nella Germania federale ed appartenenza nazionale all'Italia*, in: ders. (Hg.), *La collettività di origine italiana in Europa occidentale dagli anni 1970 ai giorni nostri*, Themenheft von *Studi Emigrazione*, 42. 2005, H. 160, S. 951–965.

- 1 Klaus J. Bade/Jochen Oltmer, *Normalfall Migration. Deutschland im 20. und frühen 21. Jahrhundert*, Bonn 2004.
- 2 Die italienische Botschaft in Berlin zählte fast 60 unterschiedliche Veranstaltungen in Italien und Deutschland: http://www.ambberlino.esteri.it/Ambasciata_Berlino/Archivio_News/anniversario.htm (Stand: Juni 2006).
- 3 Für den Fall süditalienischer Migranten s. Meike Behrmann/Carmine Abate, *Die Germanesi. Geschichte und Leben einer süditalienischen Dorfgemeinschaft und ihrer*

die Bezugnahme auf nationale Gruppen ist ein grundlegendes Distinktionsmerkmal in den Migrationsstudien⁴. Hierbei stellt die Staatsangehörigkeit den juristischen Bezug dar, insbesondere bei statistischen Daten, ist jedoch keine Voraussetzung, um Individuen einer nationalen Migrantengruppe zuzuordnen: Kinder und Enkelkinder von Migranten ›tragen‹ die nationale Herkunft der Eltern auf die eine oder andere Weise weiter, auch nach dem Erwerb der deutschen bzw. dem Verlust der ausländischen Staatsangehörigkeit.

Die folgenreiche Bedeutung der Kategorie des Nationalen für die Migrationsbewegungen sowie für das allgemeine gesellschaftliche Zusammenleben lässt sich nicht anzweifeln. Bei der Untersuchung bestimmter Migrantengruppen besteht allerdings die Gefahr, die soziale Realität zu verzerren, wenn eine nach ihrer nationalen Herkunft definierte Minderheit als gegebene Einheit verstanden wird. Das gilt sowohl für Studien, die eine nationale Gruppe gesondert untersuchen, als auch für allgemeine Darstellungen zur Entwicklung der Migrationssituation.

Aus der angedeuteten Perspektive untersucht dieser Beitrag begriffliche Binomien wie ›Italiener in Deutschland‹ bzw. ›italienische Zuwanderung nach Deutschland‹.⁵ Am Beispiel historischer und soziologischer Studien soll dargelegt werden, wie irreführend diese Kategorien sein können, wenn sie unkritisch angewendet werden. Denn das doppelte nationale Konstrukt ›Italiener in Deutschland‹ ist weit mehr als eine neutrale Erkenntniskategorie, die aus dem mit Staatsangehörigkeit verbundenen Rechtsstatus bestimmter Bürger resultiert. Es bringt eine spezifische Sichtweise des Verhältnisses zwischen Migration und Nation zum Ausdruck, die auch die wissenschaftliche Diskussion kennzeichnet. In Anlehnung an den Forschungsansatz der ›Transnationalen Migration‹⁶ wird somit der ›methodologische Nationalismus‹ vieler Studien kritisiert.⁷ Über diesen Ansatz hinausgehend, der in ers-

Emigranten, Frankfurt a.M. 1984; Tommaso Morone, Migrantenschicksal. Sizilianische Familien in Reutlingen. Heimat(en) und Zwischenwelten. Eine empirische Untersuchung, Bonn 1993; Arnd Schneider, Emigration und Rückwanderung von ›Gastarbeitern‹ in einem sizilianischen Dorf, Frankfurt a.M. 1990.

- 4 Hierzu s. u.a. Cornelia Schmalz-Jacobsen/Georg Hansen (Hg.), *Ethnische Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Lexikon*, München 1995.
- 5 Zur Vereinfachung der Darstellung wird der Ausdruck ›Deutschland‹ auch ohne die differenzierte Betrachtung von Bundesrepublik und DDR bzw. von West- und Ostdeutschland im Ost-West-Konflikt berücksichtigt.
- 6 Barbara Luethi, *Transnationale Migration – eine vielversprechende Perspektive?*, in: *H-Soz-u-Kult*, 13.4.2005, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2005-04-003>
- 7 Andreas Wimmer/Nina Glick Schiller, *Methodological Nationalism and Beyond. Nation-State Building, Migration and the Social Sciences*, in: *Global Networks*, 2. 2002, H. 4, S. 301–334.

ter Linie auf die grenzüberschreitenden Beziehungen von Migranten zwischen Herkunfts- und Zuwanderungsgebieten fokussiert⁸, wird hier die Betrachtung einer nationalen Gruppe im Zuwanderungsland hinterfragt. Ziel des Artikels ist es darüber hinaus zu zeigen, dass die Kategorisierung ›Italiener in Deutschland‹ an sich nicht aufgegeben werden kann, dass aber die Erforschung ihrer historischen Verwirklichung neue konzeptionelle Ansätze erfordert.

Die Vergangenheit der italienischen Zuwanderung nach Deutschland

Ein erster problematischer Aspekt der italienischen Zuwanderung in die Bundesrepublik besteht in der Bezugnahme auf frühere Migrationsbewegungen von der Halbinsel. Sie wurden erst vor etwa zwei Jahrzehnten von der Geschichtsschreibung entdeckt, nachdem sie lange Zeit völlig vernachlässigt worden waren. Im späten 19. und im frühen 20. Jahrhundert fand eine starke Arbeitsmigration von Saisonarbeitskräften aus dem Friaul und dem Veneto (und teilweise aus anderen Gebieten Norditaliens) nach Süddeutschland und die westdeutschen industriellen Ballungsgebiete statt. In einem kurzen Aufsatz bezeichnete Hermann Schäfer noch 1982 jene Migranten als ›Gastarbeiter‹, obwohl dieser Ausdruck nur für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg geläufig ist.⁹ Der Autor wollte explizit auf die Parallele zwischen der italienischen Migration im Kaiserreich und in der Bundesrepublik hinweisen: »Vergleichbar sind die Jahre um die Jahrhundertwende bis zum ersten Weltkrieg mit unserer jüngsten Vergangenheit auch bezüglich der Rolle der italienischen Gastarbeiter in der Industrie des Kaiserreichs bzw. der Bundesrepublik.«¹⁰

Eine ähnliche Perspektive bieten die Studien von René del Fabbro und Adolf Wennemann, die die italienische Zuwanderung vor dem Ersten Weltkrieg nach Süddeutschland einerseits und nach Rheinland und Westfalen andererseits untersuchen.¹¹ Es wird zwar deutlich, dass italienische Migran-

8 Vgl. Peggy Levitt, *Transnational Migration: Taking Stock and Future Direction*, in: *Global Networks*, 1. 2001, H. 3, S. 195–216. Bezüglich des Forschungsansatzes der transnationalen Migration s. auch Luethi, *Transnationale Migration*.

9 Hermann Schäfer, *Italienische ›Gastarbeiter‹ im Deutschen Kaiserreich (1890–1914)*, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte*, 27. 1982, H. 1, S. 192–214, hier S. 193.

10 Ebd.

11 René Del Fabbro, *Transalpini. Italienische Arbeitswanderung nach Süddeutschland im Kaiserreich 1870–1918* (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 2), Osnabrück 1996; Adolf Wennemann, *Arbeit im Norden. Die Italiener im Rheinland und Westfalen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts* (IMIS-Schriften, Bd. 2), Osnabrück 1997. Zur Migration aus Norditalien ins Kaiserreich vgl. Luciano Trincia

ten im Kaiserreich eine andere regionale Herkunft hatten als jene in der Bundesrepublik. Aber zwischen beiden Migrationsbewegungen wird eine zumindest ideelle Verbindungslinie vorausgesetzt. Mitte der 1990er Jahre schrieb Del Fabbro: »Italienische Arbeiter in Deutschland? – Wer dächte da nicht zuerst an die ›Gastarbeiter‹ der fünfziger und sechziger Jahre dieses Jahrhunderts? [...] Jedoch nicht alle italienisch klingenden Namen in deutschen Adreß- und Telefonbüchern sind Relikte dieser vor knapp vier Jahrzehnten einsetzenden Migration. Die Tradition ist älter: Schon vor hundert Jahren gab es eine massenhafte Wanderung von italienischen Arbeitskräften ins deutsche Kaiserreich. Bis zu 200.000 Italiener befanden sich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg im Reich.«¹²

Die Suche nach Kontinuität prägte die unvollendete Publikationsreihe ›Geschichte der Italiener in Deutschland 1870–1995‹, herausgegeben in den 1990er Jahren von Carmine Chiellino. Die ersten beiden Bände widmeten sich als Nachdruck zeitgenössischer Werke den italienischen Migranten im wilhelminischen Deutschland.¹³ Ein dritter, nicht veröffentlichter Band sollte die Beschäftigung italienischer ›Fremdarbeiter‹ im nationalsozialistischen Deutschland untersuchen, da Chiellino sich nicht nur auf die klassische Arbeitsmigration ins Kaiserreich und in die Bundesrepublik beschränken wollte. Der letzte geplante Band sollte die Zuwanderung nach dem Zweiten Weltkrieg thematisieren.

Chiellinos historisch weitgefassten Ansatz findet man in unterschiedlichen Projekten der letzten Jahre wieder, wie unter anderem in einem von Gustavo Corni und Christof Dipper herausgegebenen Sammelband¹⁴ und in einem innovativen Internetportal zur Geschichte italienischer Bergarbeiter im Ruhrgebiet.¹⁵ Exemplarisch in diesem Zusammenhang ist auch eine Studie von Elia Morandi, welche die Anwesenheit italienischer Migranten in Ham-

(Hg.), *L'emigrazione italiana in Germania fra Otto e Novecento: fonti, aspetti e problemi di metodo* (Themenheft von Studi Emigrazione, 38. 2001, H. 142).

- 12 Del Fabbro, *Transalpini*, S. 9.
- 13 Giuseppe De-Botazzi, *Italiani in Germania. Als Italiener im Deutschland der Jahrhundertwende*, Essen 1993 (it. Originalausgabe: Turin 1895); Ina Britschgi-Schimmer, *Die wirtschaftliche und soziale Lage der italienischen Arbeiter in Deutschland. Nachdruck der Erstausgabe von 1916*, Essen 1996.
- 14 Gustavo Corni/Christof Dipper, *Italiani in Germania tra Ottocento e Novecento. Spostamenti, rapporti, immagini, influenze*, Bologna 2006. Der Band berücksichtigt neben der Massenmigration auch Phänomene der Elitenmigration, wie die der Studenten.
- 15 ›Angekommen. La regione della Ruhr. Migrantengeschichten aus dem Bergbau‹: <http://www.angekommen.com/italiener> (Stand: Juni 2006). Das Projekt ist Ergebnis einer Kooperation des Landesentrums für Zuwanderung NRW mit dem Westfälischen Industriemuseum Zeche Hannover und der Firma Lichtbild Dietrich Hackenberg in Dortmund.

burg vom Kaiserreich bis in die Gegenwart untersucht.¹⁶ Morandi betont zwar die Zäsuren zwischen den unterschiedlichen Zuwanderungsphasen von der italienischen Halbinsel¹⁷, aber die gleiche nationale Herkunft reicht ihm, um von einer langfristigen »italienischen Präsenz« zu reden. Deren Wurzeln reichten ins 16. Jahrhundert zurück, als italienische Händler und Handwerker Hamburg besuchten. Der Autor erwähnt sogar als »erste[n] nachweisbare[n] Italiener im Hamburger Raum« den aus Rom stammenden Papst Benedikt V., der 964 dorthin von Kaiser Otto I. in Gefangenschaft gebracht worden war.¹⁸

Derartige Kontinuitätslinien italienischer Migration bzw. italienischer Migranten über mehrere Jahrhunderte, bis ins vor-nationale Europa, werden in vielen weiteren Studien konstruiert¹⁹, sie können ad absurdum bis zu den antiken Römern geführt werden²⁰; denn als geographischer Raum war Italien schon seit der Antike ein Begriff. So lässt sich beispielsweise bei Händlern aus der Toskana, Ligurien oder der Lombardei, die sich in der Frühen Neuzeit jenseits der Alpen begaben, zumindest der gelegentliche Bezug auf eine gemeinsame Zugehörigkeit als »italicos« feststellen.²¹ Frühere Formen räumlicher Mobilität dürfen also von der Massenmigration des Industriezeitalters nicht dichotomisch getrennt werden.²² Dennoch erweist es sich als irrefüh-

- 16 Elia Morandi, *Italiener in Hamburg. Migration und Alltagsleben vom Kaiserreich bis zur Gegenwart*, Frankfurt a.M. 2004. Eine ähnliche Perspektive wie Morandi weist ein Band über die italienische Präsenz im Prenzlauer Berg auf, einem traditionellen Berliner Stadtviertel: *Italienisches Kultur Institut Berlin – Kinder- und Jugendmuseum im Prenzlauer Berg* (Hg.), *Italiener in Prenzlauer Berg. Spurensuche vom Kaiserreich bis in die Gegenwart*, Berlin 1997.
- 17 Morandi, *Italiener in Hamburg*, S. 361–371.
- 18 Ebd., S. 33.
- 19 Edith Pichler, *Geschichte der italienischen Migration nach Deutschland. Eine annotierte Bibliographie*, Berlin 1992; Claudia Martini, *Italienische Migranten in Deutschland*, Berlin 2001, S. 60; Aurora Epifania Rodonò, *Mobilität als Lebensentwurf*, in: DOMIT u.a. (Hg.), *Projekt Migration*, Köln 2005, S. 796–799; Matteo Sanfilippo, *Le origini dell'emigrazione italiana in Germania*, in: *Il Veltro*, 44. 2005, H. 4–6, S. 337–347.
- 20 Bruno Zoratto, *Presenza italiana nel Baden-Württemberg*, Stuttgart 1988; Ministero degli affari esteri/Consiglio generale degli italiani all'estero (Hg.), *Indagine sui giovani italiani all'estero. I giovani italiani nelle élite economiche, politiche e culturali, nella classe media e in quella povera, dei paesi esteri. Germania*, Rom 2003, nicht veröffentlichtes PDF-Manuskript, S. 28. Für die Schweiz vgl. Rainer M. Cremontes *Studie über die Italiener in Genf*: Rainer M. Cremonte, *Una presenza rinnovata attraverso i secoli. Storia degli italiani a Ginevra*, Rom 1997.
- 21 Sanfilippo, *Le origini*, S. 344. Vgl. L. Bauer, *Die italienische Händler und ihre Stellung im protestantischen Nürnberg am Ende des 16. Jahrhunderts*, in: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung*, 22. 1962, S. 395–428.
- 22 Dafür plädiert Matteo Sanfilippo, *Problemi di storiografia dell'emigrazione italiana*, 2. Aufl. Viterbo 2005. Insbesondere bei der Migration aus dem Friaul nach Süd-

rend, Migrationsbewegungen der Vormoderne pauschalisierend als italienisch zu bezeichnen. Hierdurch wird das zeitgenössische Verständnis einer national definierten italienischen Migration, das erst in der Epoche der Nationalstaaten konzipiert wurde, unkritisch in die Vergangenheit projiziert. So besteht für die Historische Migrationsforschung die Gefahr, sich – aus Hobsbawmscher Perspektive²³ – von der Suche nach einer Tradition für den eigenen Forschungsgegenstand verführen zu lassen.

Aber auch wenn man sich auf die Zeit nach der Gründung des italienischen und des deutschen Nationalstaates beschränkt, ist es problematisch, die Anwesenheit italienischer Staatsangehöriger in der Bundesrepublik mit derjenigen im Kaiserreich oder im nationalsozialistischen Deutschland in Zusammenhang zu bringen. Die wirtschaftlichen Ungleichgewichte, welche in den unterschiedlichen Zeiträumen Migrationsbewegungen auslösten, hingen zweifelsohne auch von Prozessen auf nationalstaatlicher Ebene ab. Allerdings waren, wie schon Jens Petersen hervorgehoben hat²⁴, die drei Phasen der Zuwanderung aus italienischen nach deutschen Gebieten (ins Kaiserreich, ins ›Dritte Reich‹ und in die Bundesrepublik) voneinander getrennt. Die scharfen Brüche durch die Weltkriege verursachten Rückwanderungswellen, welche die große Mehrheit italienischer Staatsangehöriger betrafen; außerdem vergingen sowohl nach dem Ersten als auch nach dem Zweiten Weltkrieg lange Jahre vor dem Auftreten neuer Migrationsbewegungen. Ferner unterschieden sich die Hauptherkunftsgebiete, die in der ersten Phase im nordöstlichen Teil Italiens lagen, in der zweiten in unterschiedlichen italienischen Provinzen und in der dritten schließlich in Süditalien sowie Sardinien und Sizilien. Nach dem Zweiten Weltkrieg, vor dem Beginn der staatlichen Anwerbung, waren zwar noch kleine Gruppen in Westdeutschland ansässig, die sich aufgrund einer gemeinsamen Zugehörigkeit zu Italien als Herkunftsgemeinschaft verstanden, wie unter anderem die Gründung einer italienischen katholischen Mission in Frankfurt am Mai 1950 zeigt.²⁵ Dabei handelte es sich aber nicht um eine starke Minderheit, die eine Kettenwanderung hervorrufen konnte oder in der Lage war, ältere und neue Migrantengenerationen angesichts der gleichen nationalen Herkunft zusammenzuhalten. In der unmittelbaren Nachkriegszeit war die Bundesrepublik eine terra

deutschland lässt sich eine Verbindung zwischen einem Ende des 19. Jahrhunderts durch die Industrialisierung ausgelösten Massenphänomen und einem langjährigen früheren Phänomen beobachten. Vgl. Del Fabbro, *Transalpini*.

23 Eric J. Hobsbawm/Terence Ranger, *The Invention of Tradition*, London 1983.

24 Jens Petersen, *Introduzione*, in: ders. (Hg.), *L'emigrazione tra Italia e Germania*, Manduria 1993, S. 5–10, hier S. 5.

25 Hierzu s. Paolo Borruso, *Le organizzazioni per l'assistenza sociale e religiosa agli emigrati italiani in Germania negli anni cinquanta e sessanta*, in: ebd., S. 169–184, hier S. 181.

incognita für die große Mehrheit der Zuwanderer, die von der italienischen Halbinsel kamen.

Die drei Migrationsbewegungen, die aus den unterschiedlichen Gebieten Italiens Deutschland seit dem späten 19. Jahrhundert erreichten, lassen sich jedoch nicht in jedweder Hinsicht separiert betrachten. Die Beziehungen zwischen dem deutschen und dem italienischen Staat boten eine entscheidende Verbindungslinie. Vor dem Ersten Weltkrieg blieben die bilateralen migrationspolitischen Beziehungen minimal und beschränkten sich im Grundsatz auf eine 1912 abgeschlossene Konvention über Arbeiterversicherungen.²⁶ Schon damals entwickelte sich allerdings die Figur des ›italienischen Arbeiters in Deutschland‹ zu einem spezifischen diplomatischen Objekt für den italienischen und den deutschen Staatsapparat. Während der 1920er Jahre versuchte die italienische Regierung vergeblich, ein Anwerbeabkommen mit der Weimarer Republik abzuschließen, um – nach der protektionistischen Wende der deutschen Migrationspolitik – den deutschen Arbeitsmarkt für italienische Staatsangehörige wie in der Vergangenheit zugänglich zu machen.²⁷ Ende der 1930er Jahre schlossen die beiden Achsenmächte mehrere branchenspezifische Anwerbeabkommen, die bis 1942 zur Beschäftigung von etwa einer halben Million italienischer Land- und Industriearbeiter im ›Dritten Reich‹ führten²⁸; diese Rekrutierung war ein Ergebnis bilateraler Verträge zwischen souveränen Staaten und darf nicht mit Deportation und Zwangsarbeit von 600.000 italienischen Kriegsgefangenen nach dem Waffenstillstand Badoglio mit den Alliierten im September 1943 gleichgesetzt werden.

Als 1955 der deutsch-italienische Anwerbevertrag unterzeichnet wurde, handelte es sich nicht um ein historisches Novum, sondern um die Wiederbelebung einer bereits existierenden bilateralen politischen Tradition. Die Anwerbung italienischer Arbeitnehmer unter Hitler und Mussolini, die schon die von Italien mit anderen Einwanderungsländern nach dem Zweiten Weltkrieg abgeschlossenen Anwerbeabkommen beeinflusst hatte²⁹, diente

26 Del Fabbro, *Transalpini*, S. 131.

27 Jochen Oltmer, *Migration und Politik in der Weimarer Republik*, Göttingen 2005, Kap. 8.

28 Hierzu s. Brunello Mantelli, *Zwischen Strukturwandel auf dem Arbeitsmarkt und Kriegswirtschaft. Die Anwerbung der italienischen Arbeiter für das ›Dritte Reich‹ und die ›Achse Berlin-Rom‹*, in: Cesare Bermanni/Sergio Bologna/Brunello Mantelli, *Proletarier der Achse. Sozialgeschichte der italienischen Fremdarbeit in NS-Deutschland 1937 bis 1943*, Berlin 1997, S. 253–391.

29 Andreina De Clementi, ›Curare il mal di testa con le decapitazioni‹. *L'emigrazione italiana nel secondo dopoguerra. I primi dieci anni*, in: ›900‹, 2003, H. 8–9, S. 11–27.

als direktes Vorbild für das 1955 vereinbarte Rekrutierungsverfahren.³⁰ Letzteres prägte bekanntlich auch die westdeutsche Anwerbung ausländischer Arbeitnehmer aus anderen Staaten, die 1960 auf weitere Mittelmeerländer ausgeweitet wurde. Im Rahmen der deutsch-italienischen Beziehungen beeinflusste also die Erfahrung mit den ›Fremdarbeitern‹ im ›Dritten Reich‹, ungeachtet der vielen Zwangsarbeiter auch unter den italienischen Staatsangehörigen nach 1943, auf unauffällige Weise die Migrationspolitik der Bundesrepublik.

Die deutsche Geschichtsschreibung hat die langfristige Entwicklung deutscher Ausländerpolitik aufmerksam untersucht, wobei das Erbe der nationalsozialistischen Ära für die Bundesrepublik besonders unterstrichen worden ist.³¹ Aber gerade die entscheidende Kontinuität im Anwerbeverfahren, die aus den Verträgen zwischen Italien und Deutschland resultierte, hat kaum Beachtung gefunden.³²

Ein weiterer Aspekt, für den es durchaus sinnvoll ist, eine ›italienische Zuwanderung nach Deutschland‹ aus langfristiger Perspektive zu betrachten, besteht in dem sozialen Engagement katholischer Einrichtungen gegenüber Migranten italienischer Herkunft. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstand für die zumeist aus Norditalien stammenden Arbeiter ein breites Fürsorgenetz, das auf eine gemeinsame Initiative des italienischen Bischofs Geremia Bonomelli und des deutschen Priesters Lorenz Werthmann zurückging; entscheidend war hierfür auch der direkte Einsatz italienischer Geistlicher in Deutschland.³³ Zugunsten der Migranten agierten die von Bonomelli

30 Hierzu s. Roberto Sala, *Vom Fremdarbeiter zum Gastarbeiter. Die Anwerbung italienischer Arbeitskräfte für die deutsche Wirtschaft (1938–1973)*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, [55. 2007, H. 1].

31 Knut Dohse, *Ausländische Arbeiter und bürgerlicher Staat. Genese und Funktion von staatlicher Ausländerpolitik und Ausländerrecht. Vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik Deutschland*, Königstein i.Ts. 1981; Ulrich Herbert, *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Flüchtlinge*, München 2001; ders., *Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880–1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter*, Berlin/Bonn 1986; Klaus J. Bade, *Vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland? Deutschland 1880–1980*, Berlin 1983.

32 Yvonne Rieker und Maximiliane Rieder weisen auf die Parallele zwischen der Anwerbung italienischer Arbeiter im ›Dritten Reich‹ und in der Bundesrepublik kurz hin, führen jedoch diese Erkenntnis nicht aus. Yvonne Rieker, ›Ein Stück Heimat findet man ja immer‹. Die italienische Einwanderung in die Bundesrepublik, Essen 2003; Maximiliane Rieder, *Migrazione ed economia. L'immigrazione italiana verso la Germania occidentale dopo la seconda guerra mondiale*, in: Mariella Guidotti/Sonja Haug (Hg.), *Emigrazione Italiana in Germania*, Themenheft von Studi Emigrazione, 41. 2004, H. 158, S. 633–654.

33 Luciano Trincia, *Migration und Diaspora: katholische Kirche und italienische Arbeitswanderung nach Deutschland und in die Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg*, Freiburg i.Br. 1998.

gegründete ›Opera di assistenza agli operai italiani emigrati in Europa e nel Levante‹ (Hilfsfürsorgewerk für italienische ausgewanderte Arbeiter in Europa und im Orient) und der von Werthmann etablierte ›Charitasverband für das katholische Deutschland‹ (später ›Caritasverband‹). Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs kehrten die meisten Migranten nach Italien zurück, und somit verschwanden auch die für sie bestimmten katholischen Sozialeinrichtungen. Erst Ende der 1930er Jahre gelang es der italienischen Kirche, einige italienische Priester für die seelsorgerische Betreuung der italienischen ›Fremdarbeiter‹ zu entsenden.³⁴

Der deutsch-italienische Anwerbevertrag von 1955 sah keine für Italiener bestimmten sozialen Einrichtungen vor, sondern lediglich die Erteilung von Informationen allgemeiner Art durch die Bundesanstalt für Arbeit.³⁵ Der deutsche Staat wich de facto konkreten Verpflichtungen in der sozialen Betreuung der Migranten aus, die aus einer staatlich organisierten Anwerbung hätten resultieren können. Dennoch stand im Abkommen auch, dass »die zuständigen Behörden der beiden Länder [...] wohlwollend prüfen [werden], inwieweit Assistenten der italienischen sozialen und kirchlichen Organisationen in Zusammenarbeit mit Vertretern entsprechender deutscher Organisationen die Eingewöhnung der italienischen Arbeiter in die neuen Lebensverhältnisse fördern können.«³⁶ Der explizite Bezug auf kirchliche Organisationen scheint nicht zufällig zu sein und ist vor dem Hintergrund der vorangegangenen sozialfürsorgereichen Tätigkeit der katholischen Organisationen für italienische Arbeiter in Deutschland zu sehen. In der Tat übernahm der Caritasverband, der die Unterdrückung im nationalsozialistischen Deutschland überstanden hatte, eine zentrale Rolle in der Fürsorge für italienische Migranten, auch dank staatlicher finanzieller Unterstützung. Gleichzeitig fassten italienische Priester durch die Gründung von Katholischen Missionen erneut Fuß in Westdeutschland. Sie spielten eine große Rolle in der seelsorgerischen sowie sozialen Betreuung von Menschen italienischer Herkunft.

34 Vgl. Brunello Mantelli, »Camerati del lavoro«. I lavoratori italiani emigrati nel Terzo Reich nel periodo dell'Asse 1938–1943, Florenz 1991, S. 145f. Nach dem 8. September 1943 gelang es einigen wenigen italienischen Priestern, Zugang zu den Gefangenenlagern zu erhalten; dort stellten sie die einzige moralische Hilfe für die italienischen Kriegsgefangenen dar. Vgl. Matteo Sanfilippo, Scalabriniani veneti nella Germania nazista, in: Marco Fincardi (Hg.), Emigranti a passo romano. Operai dell'Alto Veneto e del Friuli nella Germania hitleriana, Verona 2002, S. 237–249.

35 Art 14. des Deutsch-Italienischen Anwerbeabkommens, in: Amtliche Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung, 25.2.1956.

36 Ebd.

›Gemeinde‹ und ›Identität‹ unter den Italienern in der Bundesrepublik

Matteo Sanfilippo hat herausgearbeitet, dass das Verhältnis der Migranten aus den italienischen Gebieten zu ihrer nationalen Zugehörigkeit zum italienischen Staat extrem komplex ist.³⁷ Viele der von ihm berücksichtigten Studien, welche die enorme Migration aus Italien nach Amerika (die ›grande emigrazione‹) vor dem Ersten Weltkrieg untersuchen, markieren die Relevanz der regionalen Herkunft innerhalb der Prozesse der Kettenwanderung bzw. der Community- und Identitätsbildung. Andere reduzieren den Maßstab auf die lokale und regionale Herkunft, indem sie den entscheidenden Einfluss familiärer und freundschaftlicher Kreise zum Vorschein bringen. Jedenfalls erscheinen die nationale Dimension und die Herausbildung einer italienischen Identität eher als Elemente, die in der Migrationserfahrung nachträglich und nur unter bestimmten Umständen Gestalt annehmen. In diesem Zusammenhang kommen nicht zuletzt externe Faktoren ins Spiel. Zum einen wirkt die Wahrnehmung und/oder Diskriminierung als nationale Gruppe durch die Mehrheitsgesellschaft, zum anderen agieren national orientierte bzw. nationalistische italienische Institutionen und Gruppierungen. Derartige Organisationen wurden durch die Machtübernahme Mussolinis in Italien gestärkt, da die Unterstützung und Verherrlichung der ›Italiener im Ausland‹ einen wichtigen Aspekt in der faschistischen Propaganda darstellten.

Im Weiteren hebt Sanfilippo die tendenzielle Abwendung von einer nationalen Identität unter den Migranten nach dem Zweiten Weltkrieg hervor. Hintergrund dafür bildete die Tatsache, dass sich viele italienische Vereine im Ausland durch ihre Nähe zum Faschismus diskreditiert hatten.³⁸ Seiner Meinung nach verstärkten sich deshalb unter den Migranten Identitäten, die sich auf die Herkunftsregionen bezogen, was in den letzten Jahrzehnten auch durch die 1970 gegründeten regionalen Verwaltungen in Italien gefördert wurde. Der Autor bemerkt schließlich, dass »der Prozess der Konstruktion und später der Dekonstruktion eines einheitlichen italienischen Bewusstseins sich bei den Ausgewanderten und bei den auf der Halbinsel Zurückbleibenden in ziemlich ähnlicher Weise gestaltet« habe.³⁹

Zur Zuwanderung italienischer Staatsangehöriger in die Bundesrepublik sind nur wenige Forschungsergebnisse vorhanden, die den angedeuteten Fragenkomplex beleuchten. Soziologische Studien haben den entscheidenden

37 Matteo Sanfilippo, *Problemi di storiografia dell'emigrazione italiana*, Viterbo 2002, S. 139–151.

38 Ebd., S. 147f.

39 Ebd., S. 149. Eigene Übersetzung.

Einfluss sozialer Netzwerke hervorgehoben, die durch die gemeinsame lokale und/oder regionale Herkunft geprägt wurden.⁴⁰ Tommaso Morone hat beispielsweise die Kettenwanderung sizilianischer Familien aus Licodia nach Reutlingen untersucht und dabei gezeigt, dass eigene lokale Bräuche und Denkweisen der kleinen Herkunftsgemeinde im Zuwanderungskontext gewahrt wurden.⁴¹ Für das Vereinswesen hat sich anderen Autoren zufolge eher der größere Maßstab regionaler Zugehörigkeit als ausschlaggebend erwiesen.⁴²

Innerhalb der Zuwanderung in die Bundesrepublik hat sich jedoch die Kategorie ›italienisch‹ in vielen Konstellationen verwirklicht. Zahlreiche Institutionen und Gruppierungen definierten sich zwar explizit auf nationaler italienischer Basis, gingen jedoch selten auf Eigeninitiativen der Migranten ›von unten‹ zurück. Vielmehr gründeten in Italien schon existierende Organe vielerlei Einrichtungen in Westdeutschland, vor allem im Bereich der sozialen Fürsorge. Das gilt beispielsweise für die deutschen Außenstellen der sogenannten ›Patronati‹, die an drei große italienische Gewerkschaften angebunden sind und für die soziale Betreuung einzelner Arbeiter und nicht etwa für kollektive Tarifikämpfe zuständig waren. Eine ähnliche Funktion hatten die in Italien sehr verbreiteten ›Associazioni Cristiane Lavoratori Italiani‹ (ACLI, Christliche Vereinigungen Italienische Arbeiter), eine katholische arbeiternahe Organisation. Die ›Missioni Cattoliche Italiane‹ (MCI, Katholische Italienische Missionen) wurden dagegen von der italienischen Kirche als Instrument der Seelsorge für die Arbeitsmigranten etabliert, kümmerten sich allerdings auch um ihre sozialen Belange; ihre Einrichtungen stellten wichtige Treffpunkte dar. Unter den politisch orientierten Organisationen agierten unter anderem die linksorientierte ›Federazione Italiana Lavoratori Emigrati e Famiglie‹ (FILEF, Italienischer Bund ausgewandelter Arbeiter und Familien) und das rechtsextreme ›Comitato Tricolore Italiani nel Mondo‹ (C.T.I.M., Dreifarbiges Komitee Italiener in der Welt). Die italienische kommunistische Partei war außerdem mit zahlreichen Delegierten unter den Migranten in der Bundesrepublik präsent. Die bis Anfang der 1990er Jahre in Italien regierende christdemokratische Partei handelte eher innerhalb der offiziellen Repräsentanzen, die unter den Migranten auch durch Sozialarbeiter aktiv waren (was den italienischen Behörden die Kritik nicht ersparte, dass ihre Maßnahmen nicht ausreichend seien).

40 Hierzu s. Anm. 3.

41 Morone, Migrantenschicksal, S. 228.

42 Martini, Italienische Migranten, S. 125; s. auch Peter Kammerer, Some Problems of Italian Immigrants' Organisations in the Federal Republic of Germany, in: Robin Ostow u.a. (Hg.), Ethnicity, Structured Inequality and the State in Canada and the Federal Republic of Germany, Frankfurt a.M. 1991, S. 185–196.

Eine wichtige Rolle spielten auch Italiener, die von deutschen Einrichtungen und Behörden im Rahmen der für Migranten allmählich eingeführten Dienste eingesetzt wurden. Sie arbeiteten beispielsweise beim Caritasverband (soziale Fürsorge), in der staatlichen Schule (›muttersprachlicher Unterricht), bei den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten (fremdsprachige Sendungen) sowie als Dolmetscher und Betreuer für private Unternehmen, welche italienische Arbeiter anstellten. Denn bei der Einführung dieser Dienste richteten sich die deutschen Institutionen nach dem maßgebenden Kriterium, dass jede nationale Gruppe gesondert betreut werden musste, und beschäftigten dafür Personal, das aus dem jeweiligen Land stammte.

Die Entwicklung der unterschiedlichen Organisationen und Dienste für Italiener in Deutschland muss noch weiter untersucht werden.⁴³ Hier ist von besonderer Bedeutung, dass die ›Italiener, die für Italiener arbeiteten‹ eine Elite darstellten, die den Diskurs über die ›Italiener in Deutschland‹ entscheidend prägte. Es lässt sich vermuten, dass bei Organisationen, die von in Italien ansässigen Institutionen initiiert wurden, andere Konzepte zur Integration und zum sozialen Leben der Migranten als bei den von deutscher Seite eingeführten Diensten entwickelt wurden. Dennoch wird in beiden Fällen von einer soziokulturellen Homogenität der Bezugsgruppe ausgegangen, die auf nationaler Basis definiert wird. Es ist diese Homogenität, welche letztendlich die Existenz spezieller Organisationen und Dienste für Italiener in Deutschland überhaupt legitimiert.

Mitte der 1990 Jahre untersuchte Claudia Martini unterschiedliche Institutionen für italienische Migranten in Köln, wobei sie auch die Beziehungen zu staatlichen und nicht-staatlichen Institutionen in Italien berücksichtigte.⁴⁴ Es zeigt sich ein komplexer Diskurs sowohl in Italien als auch in Deutschland um Termini wie ›comunità italiana‹⁴⁵ (italienische Gemeinde), ›collettività italiana‹ (italienische Gemeinschaft), ›connazionali all'estero‹ (Mitbürger im Ausland), ›italiani nel mondo‹ (Italiener in der Welt), ›famiglie immigrate‹ (eingewanderte Familie), ›cittadini lontani‹ (weit entfernte Staatsbürger), ›italianità‹ (›Italienität‹)⁴⁶. Besagter Diskurs sollte innerhalb der von der Nationalismusforschung ausgelösten Debatte über den konstruierten Charakter des Nationalen berücksichtigt werden, in Hinsicht darauf, dass eine nationale

43 Für erste Darstellungen s. Yvonne Rieker, *Betreuung statt Selbsthilfe. Die Organisationen von und für Italiener in Deutschland*, in: Karin Weiss/Dietrich Thränhardt (Hg.), *Selbsthilfe. Wie Migranten Netzwerke knüpfen und soziales Kapital schaffen*, Freiburg i.Br. 2005, S. 112–132; Roberto Sala, *L'assistenza di parte italiana tra gli immigrati in Germania*, in: Corni/Dipper (Hg.), *Italiani in Germania*, S. 223–238.

44 Martini, *Italienische Migranten*.

45 Zum Begriff ›Comunità‹ s. Sanfilippo, *Problemi*, S. 215–222.

46 Martini, *Italienische Migranten*, S. 172–185. Leider führt die Autorin diese Erkenntnisse nur unzureichend aus.

›imagined community‹ auch durch und in der Migration entsteht.⁴⁷ In diesem Zusammenhang gilt es, auch die Politik, welche die italienische Regierung zur Förderung der nationalen Identität betrieb⁴⁸, und die Haltung der politischen Parteien in Italien gegenüber den Abwanderern zu untersuchen⁴⁹. Als jüngste Episode wäre die Erteilung des Wahlrechts für die im Ausland lebenden Italiener 2002 zu berücksichtigen.

Je mehr man sich der Gegenwart nähert, desto eher gewinnt ein neues Element des Verständnisses der ›Italiener in Deutschland‹ an Bedeutung: die europäische Dimension. Dieser Zusammenhang wurde in den 1990er Jahren durch die Einführung des aktiven und passiven Wahlrechts für EU-Bürger bei den Gemeindewahlen verstärkt. Der Diskurs wird somit komplexer, wie unter anderem bei den ›Konferenzen der in Deutschland gewählten Italiener‹, an denen die italienischen Mitglieder deutscher Gemeinderäte sowie die Mitglieder der an die Konsulate gebundenen italienischen Vertretungsorgane teilnehmen, deutlich wird. Der Titel der dritten Konferenz 2005, im Jubiläumsjahr des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens von 1955, lautete ›Die politische Partizipation der italienischen Gemeinschaft in Deutschland fünfzig Jahre nach ihrer Entstehung: europäische Staatsbürger zwischen Herkunfts- und Wohnland‹.⁵⁰ Das Verständnis, Europäer in einem europäischen Land zu sein, hat jedoch offensichtlich die nationale Zugehörigkeit als wichtiges politisches Distinktionskriterium der Migranten nicht ersetzt.

Zusammenfassend betrachtet sind also viele Strukturen vorhanden, welche die Existenz einer ›comunità italiana‹ voraussetzen und diese innerhalb der Bundesrepublik definieren. Das beantwortet jedoch nicht die Frage, welche Rolle die nationale Zugehörigkeit bei Migranten italienischer Herkunft für ihr soziales Leben wirklich spielt. Christian Giordano verweist darauf, dass »bei den italienischen Arbeitsmigranten in Deutschland bezüglich ihrer nationalen Zugehörigkeit eher eine ›schwache‹ Ethnizität zu verzeichnen« sei.⁵¹ Will man seine Aussage umformulieren und auf die problemati-

47 Der von Benedict Anderson geprägte Begriff der ›imagined communities‹ (Benedict Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, New York 1983) hat in letzter Zeit zunehmend Beachtung in der Migrationsforschung gefunden. Vgl. Nina Glick Schiller/Georges Eugene Fouron, *Georges Woke Up Laughing. Long-Distance Nationalism and the Search for Home*, Durham 2001; Sanfilippo, *Problemi*, S. 216.

48 Hierzu s. Donna R. Gabaccia, *Italy's Many Diasporas*, Seattle 2000.

49 Hierzu s. Mario Monferrini, *L'emigrazione italiana in Svizzera e Germania nel 1960-1975. La posizione dei partiti politici*, Rom 1987.

50 La partecipazione politica della collettività italiana in Germania a cinquant'anni dalla sua nascita: cittadini europei tra Paese d'origine e Paese di residenza. Terza conferenza degli italiani eletti in Germania, *Italienische Botschaft*, Berlin, 18.6.2005.

51 Christian Giordano, *Die italienische Minderheit*, in: Schmalz-Jacobsen/Hansen (Hg.), *Ethnische Minderheiten*, S. 229-242, hier S. 230.

sche Kategorie der Ethnizität verzichten, könnte man sagen, die gemeinsame nationale Herkunft führe nicht zu festen sozialen Netzwerken. Auf der gleichen Ebene hat eine Untersuchung zur Stadt Köln gezeigt, dass unter italienischen Migranten nur selten Beziehungen außerhalb der Verwandtschaft bestehen.⁵² Andererseits betont Edith Pichler die starke Vernetzung, die das italienische Gewerbe in Berlin, vor allem im gastronomischen Bereich prägt, wofür sie den Begriff ›Community‹ verwendet.⁵³

Zusammenfassend kann man die These aufstellen, dass sich in der Bundesrepublik keine stark vernetzte Gruppe entwickelte, die aufgrund der gemeinsamen nationalen Herkunft aus Italien eine Solidargemeinschaft bildete, abgesehen vielleicht von einigen Nischen wie im Bereich des Kleingewerbes. Es handelt sich hier um einen noch zu vertiefenden Aspekt. In dieser Hinsicht sollte der geringe Einfluss erforscht werden, den anscheinend die oben erwähnten, sich selbst als ›italienisch‹ definierenden Institutionen in Deutschland generell auf die italienischstämmigen Migranten ausübten. Dabei sind die zunehmenden Schwierigkeiten der Italienischen Katholischen Missionen, die im Laufe der Zeit immer weniger italienische Migranten erreichten, von Bedeutung. Denn die Missionen haben scheinbar kohärent – im Rahmen des Prinzips derselben sprachlichen, sozialen und konfessionellen Zugehörigkeit – versucht, eine ›comunità italiana‹ zu verwirklichen.⁵⁴ Womöglich ist das Scheitern dieses Vorhabens teilweise auf die zunehmende allgemeine Säkularisierung der Gesellschaft zurückzuführen, scheint aber auch von der Tatsache abhängig zu sein, dass bei italienischen Migranten trotz einer identischen nationalen Herkunft kein starker Gruppenzusammenhalt ausgeprägt ist.

Es ist zu bemerken, dass eine geringe Vernetzung auf nationaler Basis mit der Entwicklung einer nationalen Identität als Italiener durchaus kompatibel sein kann. Nach einer jüngsten Studie sind die meisten Kinder italienischer Migranten darauf stolz, ›italienisch zu sein‹.⁵⁵ Das Thema der nationalen Identität ist vertrackt, schwer zu fassen, und berührt eine Frage, die an sich potentiell irreführend ist. Sich als Italiener zu bezeichnen, kann in erster Linie als Beanspruchung einer anderen Herkunft und als Reaktion auf die Migrationserfahrung gedeutet werden, unabhängig davon, inwiefern ›Itali-

52 Mechtilde Kißler/Josef Eckert, Multikulturelle Gesellschaft und Urbanität. Die soziale Konstruktion eines innerstädtischen Wohnviertels aus figurationssoziologischer Sicht, in: Migration. European Journal of international Migration and Ethnic Relations, 8. 1990, S. 43–79, hier S. 60.

53 Edith Pichler, Migration, Community-Formierung und ethnische Ökonomie. Die italienischen Gewerbetreibenden in Berlin, Berlin 1997.

54 Hierzu s. Angelo Negrini, Una questione di Chiesa. Problemi religiosi e pastorali dell'emigrazione italiana in Germania, Rom 2001, S. 67f.

55 Ministero degli affari esteri/Consiglio generale degli italiani all'estero (Hg.), Indagine.

en« eine konkrete Bedeutung hat. Denn die ideelle Polarisierung zwischen Ausländern und Einheimischen ist in Deutschland, und generell in Europa, immer noch nachhaltig präsent. Aus dieser Perspektive stellt die nationale Kategorie ›italienisch‹ die selbstverständliche Präzisierung eines ›Ausländer(da)seins‹ dar, sowohl für die ›Mehrheitsgesellschaft‹ als auch für die Migranten. Für die zweite oder dritte Generation der Italiener in der Bundesrepublik bedeutet Italien immer häufiger – neben dem Heimatort der Eltern, wo die Ferien verbracht werden – auf eine ähnliche Weise wie für die Deutschen das stereotypisierte Land des ›dolce vita‹.

Im Bezug auf diese Dynamiken wäre die Rolle des deutschen Staates und der erwähnten ›italienischen‹ Organisationen zu beachten. Der deutsche Staat hat auf unterschiedlichen Wegen dazu beigetragen, die mentale Distanz zwischen ›Deutschen‹ und ›Italienern‹ zu bewahren, beispielsweise durch die politische Parole ›kein Einwanderungsland‹ zu sein oder durch ein restriktives Einbürgerungsrecht. Von den ›italienischen Organisationen‹ wiederum kann angenommen werden, die Entwicklung einer nationalen Identität unter den Migranten begünstigt zu haben, auch wenn diese langfristig nicht zu einer stark vernetzten Gemeinschaft auf nationaler Basis geführt hat.

Das Bild italienischer Migranten in der deutschen Gesellschaft

Noch Anfang der 1970er Jahre waren offensichtlich die Italiener diejenigen, die als Migrantengruppe am meisten Misstrauen in der deutschen Gesellschaft weckten. Die Italiener waren die ersten, die kamen, und lange Zeit die zahlreichsten; sie personifizierten den Idealtypus des Südländers, dessen soziale Rückständigkeit und temperamentvoller Charakter unterstrichen wurde.⁵⁶ Sie, die Italiener, waren auch wegen ihres Rufes als ›Frauenhelden‹, ›Messerstecher‹ und ›Mafiosi‹ berüchtigt.⁵⁷ Zumindest für die ältere Generation stellten sie teilweise potentiell gefährliche Kommunisten⁵⁸ und nicht zuletzt die Verräter aus der Kriegszeit, die ›Badoglios‹⁵⁹, dar.

56 Karen Schönwälder, *Einwanderung und ethnische Pluralität. Politische Entscheidungen und öffentliche Debatten in Großbritannien und der Bundesrepublik von den 1950er bis zu den 1970er Jahren*, Essen 2001, S. 161.

57 Hierzu s. dies., *Der ausländische Arbeiter von heute ist der europäische Bürger von morgen*. Paper für die Tagung ›Andare. Restare. Tornare: Italia e Germania. 50 Jahre Migration in Europa‹, Goethe Institut, Rom, 18.2.2006.

58 Hierzu s. Yvonne Rieker, *Südländer, Ostagenten oder Westeuropäer? Die Politik der Bundesregierung und das Bild der italienischen Gastarbeiter*, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 40. 2000, S. 231–259; dies., ›Ein Stück Heimat‹, S. 53–58.

59 Als italienischer Premierminister nach dem Absetzung Mussolinis handelte Pietro Badoglio den Waffenstillstand mit den Alliierten aus, der im September 1943 zum Frontwechsel Italiens führte.

Folgenden Brief musste noch Ende Juli 1980 Giacomo Maturi lesen, tätig im Migrationsbereich als Experte für Arbeitsrecht, Übersetzer und Publizist. Maturi hatte einige Tage zuvor einen Artikel in der ›Bild-Zeitung‹ veröffentlicht in Reaktion auf die Entführung zweier Töchter und einer Nichte des bekannten deutschen Journalisten Dieter Kronzucker in der Toskana: »Sehr geehrter Herr Dr. Maturi, Ihre Bitte in der Bildzeitung, die Deutschen sollten die ›ach so guten‹ Italiener nach diesem schrecklichen Verbrechen in Ihrem Lande nicht verurteilen, klingt wie ein Hohn. Ja, was glauben Sie denn, wen man sonst verurteilen soll? Etwa die Familie Kronzucker, die wie Millionen Deutsche diesem armseligen Mistvolk die gern gesehenen deutschen Devisen ins Land bringen? Hoffentlich werden durch dieses Verbrechen viele deutsche Familien endlich aufgerüttelt, dieses Gangsterland zu meiden, wie wir es, etwa 15 Familien im Umkreis, schon seit vielen Jahren halten. Wenn in Rom und jeder anderen italienischen Stadt, am lichten Tag, den Frauen die Handtasche unterm Arm entrissen wird, jeden Tag hunderte von Autos gestohlen, die Autoreifen zerschnitten werden, mit wertvoller Fracht aus Deutschland vollbeladene LKW, hinter der Grenze am Brenner von italienischen Banditen gekidnappt werden – also gestohlen – dann können Sie beim besten Willen nicht von ›einigen wenigen‹ sprechen, dann sind diese Verbrechen dem ganzen italienischen Volk anzulasten und nicht nur ›einigen wenigen‹. Aus unserem Lande sollten sie endlich verschwinden. Sie machen hier dubiose Geschäfte, sind faul und kriminell, von ganz ganz wenigen Ausnahmen abgesehen. Gast? -Arbeiter? Fremdlinge und Banditen, das wäre die richtige Bezeichnung. Leider geht es ihnen hier so gut, daß sie unser Land, wo Milch und Honig für sie fließt, nicht freiwillig verlassen werden, da sie sonst wieder in ihrem eigenen Land im Eselstall hausen müßten. Nein, nein, die deutsch-italienische Verständigung, die Sie so gern aus dem Hut zaubern möchten, wird niemals zustande kommen, nie, besonders nach diesem schrecklichen Verbrechen an der Familie Kronzucker. Das werden wir nie vergessen. Aber Sie haben sicher vergessen, daß die Italiener in den letzten 2 Kriegen den Deutschen, ihren Verbündeten, in den Rücken gefallen sind, obwohl doch Mussolinie [sic!], der aus Ihrem Lande kam, der Urheber des ganzen Unglücks gewesen ist. Sie persönlich sind hier fehl am Platze. Sie sollten auf Ihren armen Stiefel zurückkehren und *dort* ihren verbrecherischen Landsleuten ins Gewissen reden und bitte nehmen Sie *alle* italienischen Fremdarbeiter gleich mit. Raus aus Deutschland! Nie wieder ins Verbrechenland Italien!«⁶⁰

Der Brief offenbart ein extremes Beispiel von Ausländerfeindlichkeit, das sicher nicht der allgemeinen Haltung der westdeutschen Bevölkerung

60 Frankfurt, 29.7.1980. Der Brief gehört zur Sammlung Maturi im DOMIT-Archiv. Rechtschreibfehler entsprechen dem Original.

entsprach. Dennoch weist die Dichte der berührten Aspekte darauf hin, dass es sich nicht lediglich um den nationalistischen Wahn einer Einzelperson handelte, sondern um den äußersten Ausdruck von gesellschaftlichen Bildern, die tatsächlich verbreitet waren.

Es fehlt noch an historischen Studien, die das Bild italienischer Migranten in der deutschen Gesellschaft ausführlich untersucht haben.⁶¹ Eine solche Analyse würde komplexe methodologische Fragen zur Definition des Forschungsgegenstandes implizieren, aber gerade die Wahrnehmung der Zuwanderer als nationale Gruppe seitens der deutschen Gesellschaft ist entscheidend für die Entwicklung ihrer sozialen Situation, da sie die Chancen der Einzelnen zentral beeinflusste.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Position der Italiener innerhalb der Hierarchie nationaler Zugehörigkeiten, wie sie die deutsche Mehrheit konstruiert, zweifelsohne verbessert. Die Wirtschaftskrise und die parallel laufende Niederlassung der ›Gastarbeiter‹ in den 1970er Jahren führte zu einer Verschärfung der Ausländerfeindlichkeit. Die Migranten, deren Anwesenheit während der Hochkonjunktur auch als Zeichen des deutschen Wohlstandes empfunden werden konnte, rückten allmählich als Problem und Bedrohung ins Bewusstsein, zumal deutlich wurde, dass sie nicht nur kurzfristig bleiben würden. Die xenophoben Spannungen verteilten sich jedoch nicht gleichmäßig auf alle Migrantengruppen, sondern konzentrierten sich vorwiegend auf Türken und Asylsuchende.⁶²

Die türkischen Migranten, deren Anzahl durch die Familienzusammenführung besonders stark gestiegen war, wurden zu Beginn der 1980er Jahre zum Prototypen des Fremden.⁶³ Die Zugehörigkeit zu einer nichtchristlichen Religion und die (vermeintlich) damit zusammenhängenden soziokulturellen Eigenschaften ermöglichten es, ihre Andersartigkeit scharf zu kodieren. Parallel setzte sich gegenüber den südeuropäischen Migranten eine immer breitere Akzeptanz durch. Dies erfolgte nicht zuletzt, weil sich das internationale Bild der Herkunftsländer deutlich verbesserte – vor allem durch den europäischen Integrationsprozess, an dem sich Anfang der 1980er Jahre die ehemaligen Diktaturen Griechenland, Spanien und Portugal beteiligten.

Zugunsten der Italiener griffen zwei Faktoren, die bei anderen nationalen Gruppen nicht (zumindest nicht in vergleichbarem Maße) zu finden sind: der deutsche Tourismus in Italien und die italienischen Restaurants bzw. Eisdielen in Deutschland; Faktoren, die ein Symbol für den erreichten Wohlstand der Deutschen darstellen, eine Erfahrung der Erfüllung, zugäng-

61 Für einen Überblick: Rieker, Südländer; dies., »Ein Stück Heimat«, S. 53–62.

62 Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, S. 242.

63 Hierzu s. Karin Hunn, »Nächstes Jahr kehren wir zurück...«. Die Geschichte der türkischen ›Gastarbeiter‹ in der Bundesrepublik, Göttingen 2005, S. 492.

lich für die Massen. Das ›dolce vita‹ bedeutete auf emotionaler Ebene eine Befreiung von der Tristesse, die nach Meinung vieler Deutscher in ihrem Lande herrschte, und eine Ablenkung von den Traumata des Krieges und der Nachkriegszeit.

Die Parallele zwischen italienischer Zuwanderung und dem touristischen Italienbild, die auch im zitierten anti-italienischen Brief in negativer Form zu finden ist, hatte sich in Wirklichkeit bereits in den 1950er Jahren gezeigt und nahm im Laufe der Jahrzehnte an Bedeutung zu. In diesem Zusammenhang ist eine Ausstellung des Westfälischen Industriemuseums im Jahre 2003 exemplarisch, deren Titel ›Italienische Zuwanderung und deutsche Italiensucht im Ruhrgebiet‹ lautete.⁶⁴ Zu betonen ist freilich die Tatsache, dass die meisten Deutschen Nord- oder Mittelitalien aufsuchten, während die große Mehrheit italienischer Migranten aus dem Süden kam.⁶⁵ Obwohl die süditalienische Küche in Deutschland Furore machte, kann ebenso beobachtet werden, dass unter den italienischen Restaurant- und Eisdielenbetreibern ein überproportionaler Anteil an Norditalianern zu verzeichnen ist.

Insgesamt betrachtet, wurde ›der Italiener‹ letztlich von der deutschen Gesellschaft nicht nur akzeptiert, sondern mit ihm verband sich eine zunehmend positive Konnotation, was in den letzten Jahren auch immer öfter in Filmen oder in einer erfolgreichen TV-Serie zu sehen ist.⁶⁶ ›Der Italiener‹ repräsentiert den guten, integrierten Ausländer, dem ein positiver Beitrag zur Gesellschaft zugeordnet wird; ihm wird zugeschrieben, kommunikativer und offener als ›der Deutsche‹ zu sein und mit einer beneidenswerten ›Leichtigkeit‹ zu leben. Es ist vielleicht nicht selbstverständlich zu bemerken, dass dieses Bild einem Stereotyp entspricht, in gewisser Hinsicht einem Vorurteil, wenn auch einem positiven, wie Antonella Serio kommentiert: »Ist die tatsächliche Lebenssituation der italienischen Migranten und Migrantinnen in diesem Image der ›dolce vita‹ wirklich enthalten, hat die Bewunderung dieses italienischen Lebensgefühls Auswirkungen auf die gesellschaftliche Teilhabe dieser Bevölkerungsgruppe in der Bundesrepublik, oder ist es vielmehr eine Etikettierung, vielleicht vergleichbar mit der Vorstellung ›Muslime gleich Fundamentalismus‹, allerdings mit dem Unterschied, dass das eine als nachahmenswert und positiv, das andere als Bedrohung und deshalb als et-

64 Dietmar Osses/Anke Asfur (Hg.), Neapel – Bochum – Rimini. Arbeiten in Deutschland. Urlaub in Italien. Italienische Zuwanderung und deutsche Italiensehnsucht im Ruhrgebiet. Katalog zur Ausstellung des Westfälischen Industriemuseums Zeche Hannover, Bochum, 12.7.–26.10.2003, Essen 2003.

65 Rieker, »Ein Stück Heimat«, S. 58.

66 Unter den Filmen s. ›Bella Martha‹, Sandra Nettelbeck, 2001, und ›Solino‹, Fatih Akin, 2002. Die ARD sendet die TV-Serie ›Marienhof‹, zu deren Charakteren ein italienischer Restaurantbetreiber gehört.

was Abzulehnendes erachtet wird.«⁶⁷ Ferner ist anzunehmen, dass alte, negative Vorurteile keineswegs verschwunden sind, sondern sich hinter der positiven Etikettierung verbergen.⁶⁸

Die Neigung, die italienische Zuwanderung in die Bundesrepublik zu idealisieren, wurde 2005 bei den Veranstaltungen für das 50. Jubiläum des deutsch-italienischen Anwerbevertrages besonders deutlich. Beim Symposium ›50 Jahre Deutsche Vita‹ sagte beispielsweise der damalige Bundesinnenminister Otto Schily, »ohne Italiener würden wir veröden.«⁶⁹ Zum ›mezzo secolo‹ des Anwerbevertrags erschien im Bereich der Belletristik auch ein Buch mit dem Titel ›Grazie Mille! Wie die Italiener unser Leben verschönert haben‹. Auf dem Buchrücken ist zu lesen: »Ist ein Leben ohne Espresso denkbar? Wie sähe unser Land ohne Eiscafés aus? Kann die deutsche Küche heute auf Knoblauch verzichten? 1955 schlossen die deutsche und italienische Regierung einen Anwerbevertrag ab. Die Italiener kamen. Und mit ihnen Pasta, Vespa und das Bocciodromo.«⁷⁰

Die ›Italiener in Deutschland‹ als sozialwissenschaftliche Untersuchungskategorie

Die meisten Studien über die italienische Zuwanderung in die Bundesrepublik betonen, dass die italienischen Migranten nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem aus dem ›Mezzogiorno‹, aus dem Süden des Landes, kamen. Bei Autoren wie Christian Giordano und Yvonne Rieker wird die Kategorie der ›Italiener‹ weitgehend durch die der ›Süditaliener‹ ersetzt.⁷¹ In diesen Studien wird das Mezzogiorno als soziokulturell homogener Raum verstanden, wobei Giordano die Dominanz der familiären, klientelistischen und mafiosischen Beziehungen, des Ehrenkodex und einer mit magischen Elementen

67 Antonella Serio, Einführung, in: ders. (Hg.), *Der unsichtbare Mitbürger. Soziale und gesellschaftliche Aspekte der Integration der Italienerinnen und Italiener in Deutschland*, Freiburg i.Br. 2000, S. 7–17, hier S. 7.

68 Hierzu s. Ulrich Predelli, *Wie fremd sind uns Fremde? Das Ausländerbild in der deutschen Tagespresse*, Berlin 1995.

69 WDR-Symposium, *Haus der Geschichte*, Bonn, 25.8.2005, http://www.bmi.bund.de/nn_338776/Internet/Content/Nachrichten/Archiv/Reden/2005/08/50__Jahre__Italiener.html (Stand: Juni 2006)

70 Carola Rönneburg, *Grazie mille! Wie die Italiener unser Leben verschönert haben*, Freiburg i.Br. 2005.

71 Giordano, *Minderheit*; Yvonne Rieker, *Gli emigrati dal Sud Italia in Germania: allo stesso tempo ›parte integrante‹ e ›stranieri‹. La prospettiva delle storie di vita*, in: Guidotti/Haug (Hg.), *Emigrazione italiana*, S. 367–381; dies., »Ein Stück Heimat«; Dietrich von Delhaes-Guenther, *Internationale und nationale Arbeitskräftewanderungen: Eine Analyse der süditalienischen Außenmigration*, Saarbrücken/Fort Lauderdale 1984.

durchsetzten religiösen Praxis unterstreicht.⁷² Inwieweit Süditalien als einheitliches Gebiet zu beschreiben ist, stellt eine äußerst komplexe Frage dar⁷³, die hier nicht berücksichtigt werden kann. Man muss aber auf mögliche Missverständnisse hinweisen, die sich aus der Kategorie des ›süditalienischen Migranten‹ ergeben können. Denn der Bezug auf die ›Süditaliener‹ wendet die Kategorie Nation nur scheinbar ab und führt sie weiter als eine Art ›Subnation‹. Diese ist eine analytische Abstraktion und wird mit kulturellen Eigenschaften konstruiert, die generell alle südeuropäischen Agrargesellschaften – und somit sämtliche ›Gastarbeiter‹ dieser Herkunft – zu teilen scheinen.

Die hinsichtlich einer national konstruierten Ordnung differenziertere Kategorie des ›süditalienischen Migranten‹ ist allerdings bei den meisten sozialwissenschaftlichen Untersuchungen nicht zu finden. Vielmehr wird die mehrheitliche Herkunft aus süditalienischen Regionen zwar erwähnt, nicht aber vertieft, sondern stattdessen die einheitliche Kategorie des ›italienischen Migranten‹ als gültige Analyseebene vorausgesetzt.

Es ist zu berücksichtigen, dass viele Studien zu den ›Italienern in Deutschland‹ innerhalb von sozialen Einrichtungen, in erster Linie des Caritasverbandes, entstanden sind, deren Arbeit auf sie ausgerichtet war.⁷⁴ Die Autoren jener Studien beziehen sich oft auf direkte Erfahrungen mit den italienischen Migranten, die sie als gesonderte Gruppe betreuten. Ihre Überlegungen *müssen* daher davon ausgehen, dass die Italiener als einheitliche Gruppe einen legitimen Untersuchungsgegenstand darstellen. Diese Ansicht resultiert jedoch aus der präzisen sozialpolitischen Entscheidung, sich aufgrund der eigenen nationalen Herkunft um die italienischen Migranten zu kümmern.⁷⁵

Die ›Italiener in Deutschland‹ werden allerdings auch in sozialwissenschaftlichen Analysen, die außerhalb der für die Migranten vorgesehenen Einrichtungen entstanden, als zu erforschendes Objekt betrachtet. Die national definierte Migrantengruppe der Italiener wird sowohl in Studien unter-

72 Giordano, Minderheit, S. 232–237.

73 Hierzu s. das Vorwort Giovanni Arrighis zu Fortunata Piselli, *Parentela ed emigrazione. Mutamenti e continuità in una comunità calabrese*, Turin 1981; s. auch ›Mezzogiorno in idea‹, Themenheft von ›Meridiana‹, 2003, H. 47/48.

74 Serio (Hg.), *Der unsichtbare Mitbürger*; Roberto Alborino/Konrad Pölzl (Hg.), *Italiener in Deutschland. Teilhabe oder Ausgrenzung*, Freiburg i.Br. 1998; Mona Granato, *Bildungs- und Lebenssituation junger Italiener*, Berlin/Bonn 1994; Ursula Apitzsch, *Formazione degli adulti per italiani nella RFT*, in: *Studi Emigrazione*, 22. 1985, H. 79, S. 369–378.

75 Eine partielle Revidierung dieses Ansatzes dürfte allerdings in den letzten Jahren stattgefunden haben.

sucht, die sich auf eine Nation beziehen⁷⁶ als auch in solchen, die verschiedene Gruppen unterschiedlicher nationaler Herkunft miteinander vergleichen.⁷⁷ Die Grundlage dieser Arbeiten bildet in der Regel die Auswertung statistischer Daten, die nach Herkunftsländern unterscheiden. Das ist nicht unproblematisch, wenn man bedenkt, dass in der Statistik die Trennung zwischen national definierten Minderheiten auf künstliche Weise reproduziert und legitimiert wird. Ferner wird wiederum implizit vorausgesetzt, die ausgemachten Gruppen seien weitgehend homogen, was z.B. soziale Herkunft und Status, Bildungsstand, Familienstand und Migrationsgeschichte angeht.

In der Bundesrepublik hatte die statistische Klassifikation der Ausländer nach nationaler Zugehörigkeit schon seit Beginn der Arbeitsmigration eine hohe Bedeutung und beschränkte sich nicht auf eine einfache amtliche Registrierung. Vielmehr war sie im Kontext der Massenwerbung der ›Gastarbeiter‹ auch deshalb zentral, weil mit den Daten über die Staatsangehörigkeit der Zuwanderer auch Angaben über die wirtschaftliche Lage in den Herkunftsländern verknüpft wurden, um zu einer systematischen Erfassung der Ausländerbeschäftigung zu kommen.⁷⁸ Die separate Betrachtung ausländischer Arbeitnehmer in unterschiedlichen nationalen Gruppen war ein zentraler Bestandteil bundesdeutscher Ausländerpolitik.⁷⁹ Auch bei den empirischen Umfragen »zu den sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebensverhältnissen der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen«⁸⁰, die der Verbesserung der sozialen Betreuung oder – mit einem späteren Begriff – der Integration dienen sollten, wurde die Unterscheidung zwischen nationalen Gruppen beibehalten.

76 U.a. Sonja Haug, Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland, Wiesbaden 2000; Guidotti/Haug (Hg.), *Emigrazione italiana*.

77 Barbara von Breitenbach, Italiener und Spanier als Arbeitnehmer in der Bundesrepublik. Eine vergleichende Untersuchung zur europäischen Arbeitsmigration, München/Mainz 1982; Sonja Haug/Claudia Diehl, Aspekte der Integration. Eingliederungsmuster und Lebenssituation italienisch- und türkischstämmiger junger Erwachsener in Deutschland, Wiesbaden 2005.

78 Hierzu s. die Serie der Erfahrungsberichte der Bundesanstalt für Arbeit zur Ausländerbeschäftigung, beginnend mit: Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (Hg.), *Anwerbung und Vermittlung ausländischer Arbeitnehmer*. Erfahrungsbericht 1961, in: *Amtliche Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung*, Nr. 4, 26.4.1962.

79 Hierzu s. Patrick Ireland, *Becoming Europe. Immigration, Integration and the Welfare State*, Pittsburgh 2004.

80 Mathias Venema/Claus Grimm, *Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland*. Repräsentativuntersuchung 2001. Untersuchungsteil A. Berichtsband. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, CD-ROM, Offenbach/München 2002.

Das problematische Verhältnis zwischen statistischen Daten und der Kategorie der Staatsangehörigkeit bzw. der Nationalität ist eine zentrale heuristische Frage, welche die modernen Wissenschaften kennzeichnet. In den Studien zu den ›Italienern in Deutschland‹ führt die Anwendung statistischer Daten nach Staatsangehörigkeiten nicht lediglich zur impliziten Bekräftigung einer einheitlich definierten Gruppe der Italiener. Vielmehr kommt es zu gravierenden analytischen Engpässen. Dies wird insbesondere anhand der Frage deutlich, welche Stellung die zweite oder dritte Generation der Italiener im schulischen Bereich hatte. Nach den deutschen Statistiken schneiden Kinder italienischer Migranten viel schlechter als beispielsweise Kinder griechischer Migranten ab. Mehrere Studien haben versucht, dieses Ergebnis zu ergründen, aber keine konvergierenden Thesen formulieren können.⁸¹ Vielleicht hätte man auch die Frage prüfen müssen, inwiefern die vorhandenen Daten nach Staatsangehörigkeiten einen funktionalen Ansatzpunkt darstellen, um die schulische Situation von Kindern mit Migrationshintergrund zu erforschen.

Schluss

Der Artikel hat gezeigt, dass bei der Anwendung der Kategorie ›Italiener in Deutschland‹ im Bereich der historischen sowie sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung die Gefahr besteht, den Begriff ›ausländische Minderheit‹ (aus deutscher Sicht) bzw. ›comunità italiana‹ (aus italienischer Sicht) unkritisch zu bestätigen. Der Begriff erscheint auf den ersten Blick als neutral, beinhaltet aber eine präzise politische und soziale Bedeutung, die die Nationalität als entscheidende Eigenschaft und Identität des Individuums in den Vordergrund rückt. Ziel der Studie war es dabei nicht, das Nachdenken über eine italienische Zuwanderung oder die Rolle der gemeinsamen Herkunft aus Italien in Frage zu stellen. Es ist aber notwendig, sich zu fragen, *welcher Sinn* darin liegt, die Migranten auf nationaler Basis zu unterscheiden, und *welche Rolle* die gemeinsame nationale Herkunft gespielt hat.

Vielleicht ist die nationale Herkunft verstärkt als historische Größe zu betrachten, die das Leben der Migranten folgenswer beeinflusst, die aber nicht rechtfertigt, von einer monolithischen ›ethnischen‹ Minderheit auszugehen. Aus dieser Perspektive wäre der Prozess zu untersuchen, der als

81 Alessandra Cavalli-Wrodel, Schicksale italienischer Migrantenkinder. Eine Fallstudie zur Schul- und Familiensituation, Weinheim 1989; Granato, Bildungs- und Lebenssituation; Cristina Allemann-Ghionda, Le ragioni dell'insuccesso dei ragazzi italiani nel sistema scolastico tedesco e le possibili soluzioni, in: Guidotti/Haug (Hg.), Emigrazione italiana, S. 245–258; Sonja Haug, Educational and Vocational Training of Italian Migrants in Germany. The Role of Family Social Capital in the Creation of Human Capital, in: Guidotti/Haug (Hg.), Emigrazione italiana, S. 259–283.

›Nationalisierung in der Fremde‹ bezeichnet werden kann: Die Herausbildung sozialer Netzwerke und Zusammenhörigkeitsgefühle auf nationaler Basis im Sinne einer dynamischen Entwicklung, die von einer Fülle von Faktoren (Institutionen, Selbstorganisation, Wahrnehmung durch die Mehrheitsgesellschaft usw.) abhängig ist. Innerhalb dieser Entwicklung gehört die Vorstellung von einer national definierten Solidargemeinschaft ebenso wie die von einer nationalen Identität zu den tragenden Säulen; sie sind jedoch selbst schwankende Elemente, die in ihrer Erklärungskraft auch durch andere Kategorien ergänzt werden könnten.

Betrachtet man die nationale Dimension als historische Variable unter anderen, erscheint die Untersuchung einer nationalen Migrantengruppe nur sinnvoll, wenn eine gezielte Fragestellung zur Rolle der nationalen Herkunft innerhalb einer bestimmten Migrationsbewegung vorliegt. Insbesondere wären die Kollektiverfahrungen⁸² zu recherchieren, die eine nationale Migrantengruppe von anderen abhebt. In diesem Zusammenhang ließe sich die Geschichte der ›Italiener in Deutschland‹ in vielerlei Hinsicht vertiefen, insbesondere bezüglich der oben erwähnten Aspekte, wie des Einflusses nationaler Institutionen auf soziale Netzwerke, der Rolle nationaler Stereotypen und Rassismen. Dazu gehören auch mehrere nationale politische Besonderheiten: Italien war das einzige südeuropäische Auswanderungsland, in dem während der gesamten ›Gastarbeiterära‹ – wenn auch schwache – demokratische Verhältnisse herrschten. Gleichzeitig agierte im Land die stärkste kommunistische Partei Westeuropas, die sich gerade im Bereich der Migrationspolitik bzw. der Betreuung der Migranten sehr engagiert zeigte. Die Italiener verfügten als EWG-Bürger über einen rechtlichen Sonderstatus, so dass sie ab 1962 grundsätzlich frei in die Bundesrepublik einreisen konnten. Außerdem hatte die allmähliche Entwicklung einer staatlich subventionierten Wirtschaft in Süditalien erhebliche Folgen für die Rückwanderung.⁸³

Im Rahmen einer differenzierten Betrachtung könnten auch kulturelle Faktoren berücksichtigt werden, die die Italiener in Deutschland von anderen nationalen Migrantengruppen unterscheiden oder die sie mit ihnen teilen. Die ausgeprägte katholische Religiosität unter italienischen Migranten ist ein einfaches Beispiel, hat aber wichtige Konsequenzen. Die Sprache stellt einen weiteren zu untersuchenden Punkt dar, wobei hier das Spannungsverhältnis zwischen den zahlreichen von den Migranten gesprochenen Dialekten, dem ›Hochitalienisch‹ und dem Deutschen zu berücksichtigen wäre. Dennoch dürfen diese Differenzen im Bezug auf die Nationalität nicht

82 Zum Begriff ›Kollektiverfahrung‹ s. Georg Auernheimer, Einführung in die interkulturelle Erziehung, Darmstadt 1990, S. 111f.

83 Hierzu s. Giordano, Minderheit, S. 237.

verabsolutiert werden. Ansonsten besteht die Gefahr, nationale Stereotypen auf wissenschaftlicher Ebene zu bestätigen bzw. zu erfinden und auch die Gemeinsamkeiten verschiedener nationaler Migrantengruppen zu ignorieren aufgrund der Fixierung auf für natürlich gehaltene Kategorien wie nationale Zugehörigkeit.⁸⁴

84 Einen wegweisenden Beitrag für die Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang von Migration und kultureller Differenz bietet der historischen sowie sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung das mittlerweile etablierte Fachgebiet der interkulturellen Bildung bzw. Migrationspädagogik. Hierzu s. insbes. Marianne Krüger-Potratz, *Interkulturelle Bildung: eine Einführung*, Münster 2005; Paul Mecheril, *Einführung in die Migrationspädagogik*, Weinheim 2004.

Klaus J. Bade

**Nachruf Prof. Dr. Ernst Schubert
(23.5.1941–18.3.2006)**

Erinnerung an einen Freund

Der Göttinger Historiker Ernst Schubert (geb. 23. Mai 1941) ist am 18. März 2006 in seiner Heimatstadt Hannover kurz vor seinem 65. Geburtstag nach schwerer Krankheit gestorben. Er war seit 1985, als Nachfolger von Hans Patze, Inhaber des Lehrstuhls für Niedersächsische Landesgeschichte und Direktor des Instituts für Historische Landesforschung der Georg-August-Universität Göttingen. Er wurde 1998 zum Vorsitzenden der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen gewählt und war seit 1999 ordentliches Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften. Im gleichen Jahr wurde er für seine Verdienste um die niedersächsische Landesgeschichte, aber auch für sein insgesamt weit darüber hinausgehendes wissenschaftliches Werk mit dem hochangesehenen Wissenschaftspreis des Landes Niedersachsen ausgezeichnet. Zu seinem 60. Geburtstag gab es gleich zwei Festschriften, die pünktlich zu seinem 65. Geburtstag vorbereitete musste zur Gedenkschrift umgestaltet werden.

Ernst Schubert hat ein besonders im Blick auf seinen frühen Tod monumentales Werk hinterlassen. Es umfasst ein gutes Dutzend Monographien, ein Mehrfaches an von ihm herausgegebenen Schriften, weit über hundert, mitunter Buchlänge erreichende Beiträge zu Sammelwerken und Zeitschriften und eine Flut von kleineren Veröffentlichungen. Sein erster und lange wichtigster Schwerpunkt war die Verfassungsgeschichte des Mittelalters. Das galt zunächst für seine Dissertation über die Landstände des Hochstifts Würzburg, die er nach nur zehensemestrigem Studium, gerade 24-jährig, an der Universität Würzburg bei Hanns Hubert Hofmann vorlegte. Es galt auch für seine Habilitationsschrift ›König und Reich‹, die er 1974, im Alter von 33 Jahren, an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg einreichte, wo er nach seiner Würzburger Zeit als Wiss. Assistent am zunächst von Gerhard Pfeiffer, dann von Alfred Wendehorst geleiteten Institut für fränkische Landesforschung und späteren Zentralinstitut für fränkische Landeskunde und allgemeine Regionalforschung tätig war. 1980–1985 lehrte er auf seiner ersten Professur mittelalterliche Verfassungsgeschichte an der Universität Konstanz.

Neben die Verfassungsgeschichte traten auf seinem wissenschaftlichen Lebensweg die Universitätsgeschichte, Aspekte der Sozial-, Mentalitäts- und Alltagsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der randständigen kleinen Leute, der ›Gauner‹ und überhaupt des oft hochmobilen ›Gelichters‹ (Termini wie ›Marginalisierte‹ mochte Ernst Schubert nicht). Hinzu kamen Umweltgeschichte und Historische Migrationsforschung. Trotz dieser Vielfalt war und blieb die Frage nach den rechts- und verfassungsgeschichtlichen Strukturen bis in die letzten Schaffensjahre eine Leitperspektive seiner wissenschaftlichen Arbeit. Das zeigte zuletzt, 2005, aufs Neue sein voluminöser Band über Königsabsetzung im Mittelalter, einem zentralen Aspekt der Entstehung der Reichsverfassung.

Ernst Schubert überschritt, nicht nur unter landesgeschichtlicher Perspektive, die Epochengrenze zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit. Die landesgeschichtliche Perspektive trat in seinen beiden letzten Lebensjahrzehnten, die zugleich den Höhepunkt seines wissenschaftlichen Wirkens darstellten, zwar stark in den Vordergrund, ohne dass jedoch die Themen und Aspekte der allgemeinen Rechts- und Verfassungsgeschichte, der Sozialgeschichte, der Umweltgeschichte und der Historischen Migrationsforschung dadurch in den Hintergrund gedrängt worden wären: Diese Vielfalt und zugleich die beeindruckende Produktivität von Ernst Schubert zeigt ein Blick auf nur drei – neben zahlreichen anderen zeitgleichen Publikationen – Mitte der 1990er Jahre von ihm kurz nacheinander vorgelegte Bücher: 1995 war seine aufsehenerregende Studie ›Fahrendes Volk im Mittelalter‹ erschienen, die, nun noch stärker im Sinne der Historischen Migrationsforschung, auch einige der Leitaspekte aus seinem schon klassischen Frühneuzeitbuch ›Arme Leute, Bettler und Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts‹ (1983) aufgriff. Als eher entspannende Fingerübung legte er 1996 als Forschungsüberblick sein Buch ›Fürstliche Herrschaft und Territorium im Mittelalter‹ vor, um dann 1997 seinen rund eintausendvierhundertseitigen Band zur Geschichte Niedersachsens (Bd. II,1) unter dem Titel ›Politik, Verfassung, Wirtschaft vom 9. bis zum 15. Jahrhundert‹ zu publizieren.

Ernst Schubert hat mir viele seiner Bücher und Beiträge zugesandt. Ich muss bekennen, dass ich nicht alles gleich gründlich gelesen habe; denn er schrieb und edierte zeitweise, gerade in seinen letzten Lebensjahren, mitunter schneller als ich, von unserem gemeinsamen Arbeitsfeld der Historischen Migrationsforschung einmal abgesehen, mit ganz anderen Themen beschäftigt, gleichsam ›nebenbei‹ lesen konnte; anderen ging es ähnlich. Wir haben fachlich mancherlei voneinander gelernt. Ernst Schubert war mir zuletzt noch ein wichtiger Berater bei der Konzipierung eines ursprünglich viel weitgreifender, bis ins 17. Jahrhundert zurückreichend geplanten ersten Teils meines Buches ›Europa in Bewegung: Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart‹ (2000).

Umgekehrt führte Ernst Schubert z.B. seinen Weg in die Historische Migrationsforschung auf den intensiven Gedankenaustausch mit mir zurück. Er war als streitbarer Landeshistoriker im Fach Geschichte an der Universität Osnabrück ein ebenso gern gesehener Gast wie als Migrationshistoriker am IMIS, wo er auch Mitglied des wissenschaftlichen Beirates der ›Studien zur Historischen Migrationsforschung‹ und der ›Europäischen Enzyklopädie Migration seit dem 17. Jahrhundert‹ war. Ernst Schubert war kein Geschichtstheoretiker und auch kein Geschichtsphilosoph. Aber er war auch kein theorieblinder Maulwurf, der sich stets nur ›ad fontes‹ gebuddelt und in dem ihm fremden epistemologischen und insbesondere konstruktivistischen Gelände nur demonstrativ die besagten Haufen aufgeworfen hätte, um Missbehagen zu signalisieren, auch wenn einige das mitunter meinten, was ihn gelegentlich erboste. Aber es machte ihm doch einen ›Heidenspaß‹, schwungvolle, aber schnell- und kurzschlüssige bzw. seichte Interpretationen anhand von querliegenden oder auch quergelegten Quellenbezügen als ›Kulissenschiebereien‹ zu enttarnen. Das hat ihm nicht nur Freunde gemacht, zumal er in seiner Argumentation, besonders in seinen letzten Jahren, mitunter durchaus barsch zulangen konnte.

Er hielt auch wenig, mitunter sicher zu wenig, von einleitenden Positionierungen des jeweils eigenen Erkenntnisinteresses oder methodischen Ansatzes geschweige denn von methodologischen Reflexionen in der zunehmend stärker theorieorientierten Forschungslandschaft. Dergleichen konnte von ihm mitunter einleitend mit einer lässigen Bemerkung (›Das alles habe ich hier fortgelassen‹) erledigt werden. Bei der zunächst einigermaßen theoriebezogenen Konzipierung der von mir initiierten ›Europäischen Enzyklopädie Migration‹ in ersten Ansätzen am Netherlands Institute for Advanced Studies (NIAS) in Wassenaar und später am Wissenschaftskolleg zu Berlin gab er mir zu bedenken, man müsse doch nicht das Baugerüst stehen lassen, nur um dem Eindruck zu wehren, das Gebäude sei von selbst aus dem Boden gewachsen.

Wichtiger waren mir anfangs seine produktionspraktischen Hinweise in der Zettelkastenepoche vor dem akademischen EDV-Zeitalter – in dem er selber, meist noch immer mit der Hand schreibend, auch später nie recht angekommen ist. Er hatte z.B. die Angewohnheit, ›in die Kiste‹ zu arbeiten, d.h. er arbeitete Archivmaterialien bzw. Exzerpte ab und warf alles, was benutzt worden und nicht ausdrücklich noch zu anderweitiger Auswertung vorgesehen war, in eine unter dem Schreibtisch stehende Kiste. Wenn das Buch oder der Aufsatz in den Druck gegangen war, warf er die Kiste weg. Das war sein Weg, sich von ›Altlasten‹ frei zu machen. Er konnte sich so ›abnabeln‹; denn er hatte ein beneidenswert gutes Gedächtnis für Quellenbezüge und Zitate.

Das kam ihm auch in seinen Vorlesungen und Vorträgen zugute. Er sprach fast immer frei (auch wenn er schon mal ein Manuskript oder Teile

davon bei sich hatte), von einigen Notizen abgesehen – die er sich, was niemand wissen sollte, mitunter für die jeweilige Veranstaltung erst im Zug oder gar bei einigen Tassen Kaffee oder einem ›Bierchen‹ vorab am ›Tatort‹ selbst gemacht hatte. Konzentrationsfähigkeit und Interesse der Zuhörer würden gefördert, wenn sie den Vortragenden buchstäblich ums rechte Wort, um die treffende Pointe ringen sähen. Er genoss es dabei gelegentlich, dass Zuhörer, die in komplizierten Sachaussagen den Faden zu verlieren drohten, mitunter zur Entspannung auch einmal nur darauf zu warten schienen, ob er wohl bei einer langen Passage noch den passenden semantischen Abschluss finden oder in einem syntaktischen Absturz enden würde, was selten vorkam. Wenn man seine Schriften in der zeitlichen Folge betrachtet, dann ist unschwer zu erkennen, dass zunehmend auch Vortragelemente, wie z.B. das Stakkato in Stichworten ohne syntaktischen Rahmen, stilprägend wurden.

Ernst Schubert war ein gesellig wirkender, immer zu einem Späßchen oder einer trockenen Bemerkung aufgelegter Zeitgenosse. Aber er war zugleich im Grunde ein in sich gekehrter, mitunter einsamer Mann, der nur wenige näher an sich und seine Probleme heranließ oder gar als Freunde bezeichnete und auch im Blick auf seine Selbstinterpretation eher schüchterne Zeichen sendete. So übersandte er mir z.B. sein ihm sehr wichtiges Buch ›Alltag im Mittelalter‹ mit der auf ein kleines eingelegtes Zettelchen geschriebenen Notiz: »Meinem Freund Klaus das persönlichste Buch, das ich je geschrieben habe«. In diesem Buch ist er selbst in der Tat öfters geradezu schreibend zu beobachten, so wie ich ihn in Erinnerung habe.

An seinem frühen Tod war er gewiss nicht unschuldig, er ahnte es auch voraus, blieb aber lange unbelehrbar, bis es am Ende zu spät war. Es gab kaum einen gesundheitlichen Risikofaktor, den er ausgelassen hätte: Er arbeitete wie ein Besessener, rauchte wie ein Schlot filterlose Zigaretten, trank zu viel Kaffee und zunehmend auch zu viele ›Bierchen‹, bewegte sich am Ende fast nur mehr zwischen Schreibtischen und hatte ein dramatisches Übergewicht – zusätzlich gewissermaßen auch noch im seelischen Bereich, weil er vieles, auch Belastendes, in sich versenkte, statt sich mitzuteilen, geschweige denn Spannungen und Konflikte auszuleben.

Wenn man – und ich war sicher nicht der einzige – ihm wegen seiner zunehmenden Selbstgefährdung durch nachgerade alle verfügbaren Risikofaktoren freundschaftliche Vorhaltungen machte, dann hörte er schweigend zu, nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarette, trank einen Schluck, streifte sich dann bedächtig mit dem Handrücken über die Lippen, nickte verständnisvoll und fragte, statt zu antworten: »Und wie geht es Dir, Klaus?« Auch insofern war und blieb er einsam bis zuletzt. Er hat es so gewollt. Das respektieren seine Freunde. Ernst Schubert war ein persönlicher Freund und ein Freund des IMIS. Wir verdanken ihm viel, er lebt in unserer Erinnerung weiter.

Die Autoren

Johannes Frackowiak, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder), DFG-Habilitationsprojekt zur Geschichte der polnischen Minderheit im Bitterfelder Braunkohlenrevier zwischen 1880 und 1960. Publikationen zur sächsischen und hessischen Verfassungsgeschichte sowie zur Geschichte der Kulturpolitik, u.a.: Verfassungsgebung zwischen Demokratisierung und Stalinisierung. Sachsen und Hessen 1946/47, in: *Deutschland Archiv*, 34. 2001, S. 981–991; Kulturorganisation und -finanzierung in Leipzig zwischen 1945 und 1949, in: *Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte*, 8. 2001, S. 141–155; *Soziale Demokratie als Ideal. Die Verfassungsdiskussionen in Sachsen nach 1918 und 1945*, Köln u.a. 2005.

Leo Lucassen, Dr., Professor für Sozialgeschichte an der Universität Leiden und zugleich Associate Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Amsterdam. Publikationen zur Geschichte der Zigeuner sowie zu Migration und Integration, vor allem im 19. und 20. Jahrhundert, u.a.: *Zigeuner. Die Geschichte eines polizeilichen Ordnungsbegriffes*, Köln/Wien 1996; (Hg. zus. mit Jan Lucassen), *Migration, Migration History, History: Old Paradigms and New Perspectives*, Bern 1997 (3. Aufl. 2006); *The Immigrant Threat. Old and New Migrants in Western Europe since 1850*, Urbana/Chicago 2005; (Hg. zus. mit David Feldman und Jochen Oltmer), *Paths of Integration. Migrants in Western Europe (1880–2004)*, Amsterdam 2006; (Hg. zus. mit Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer und Jochen Oltmer), *Enzyklopädie Migration in Europa seit dem 17. Jahrhundert*, Paderborn/München [Herbst 2007].

Jochen Oltmer, Dr. phil. habil., Apl. Professor für Neueste Geschichte und Vorstand des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück. Publikationen zur Geschichte von Arbeitsmarkt, Wanderungen und Wanderungspolitik vor allem im 19. und 20. Jahrhundert sowie zur Historischen Regionalforschung der Neuzeit, u.a.: (Hg. zus. mit Klaus J. Bade), *Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa* (IMIS-Schriften, Bd. 8), 2. Aufl. Göttingen 2003; (Hg.), *Migration steuern und verwalten. Deutschland vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (IMIS-Schriften, Bd. 12), Göttingen 2003; (zus. mit Klaus J. Bade), *Normalfall Migration: Deutschland im 20. und frühen 21. Jahrhundert*, Bonn 2004; (zus. mit Michael Schubert), *Migration und Integration in Europa seit der Frühen Neuzeit. Eine Bibliographie zur Historischen Migrationsforschung*, Osnabrück 2005; *Migration und Politik in der Weimarer Republik*, Göttingen 2005;

(Hg.), *Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs* (Krieg in der Geschichte, Bd. 24), Paderborn 2006; (Hg. zus. mit David Feldman und Leo Lucassen), *Paths of Integration. Migrants in Western Europe (1880–2004)*, Amsterdam 2006; (Hg. zus. mit Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer und Leo Lucassen), *Enzyklopädie Migration in Europa seit dem 17. Jahrhundert*, Paderborn/München [Herbst 2007].

Roberto Sala, Doktorand im Fach Neueste Geschichte an der Freien Universität Berlin. Beiträge zur Geschichte der Zuwanderung in die Bundesrepublik, insbesondere aus Italien, u.a.: (Hg.), *La collettività di origine italiana in Europa occidentale dagli anni 1970 ai giorni nostri* (Themenheft von *Studi Emigrazione*, 42. 2005, H. 160); ›Gastarbeitersendungen‹ und ›Gastarbeiterzeitschriften‹: ein Spiegel internationaler Spannungen. 1960–1975, in: *Zeithistorische Forschungen*, 2. 2005, H. 3, S. 366–387; *L'emigrazione italiana in Germania nel secondo Novecento. Peculiarità e dinamica*, in: ›Il Veltro‹, 49. 2005, H. 4–6, S. 419–427; *L'assistenza di parte italiana tra gli immigrati in Germania*, in: Gustavo Corni/Christof Dipper (Hg.), *Italiani in Germania tra Ottocento e Novecento. Spostamenti, rapporti, immagini, influenze*, Bologna 2006, S. 223–238; *Vom Fremdarbeiter zum Gastarbeiter. Die Anwerbung italienischer Arbeitskräfte für die deutsche Wirtschaft (1938–1973)*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* [55. 2007, H. 1].

Klaus Weber, Dr. phil., Research Fellow am Rothschild Archive (London) und am Royal Holloway College (University of London), leitet gemeinsam mit Prof. David Cesarani (Royal Holloway) das Projekt ›Jewish Philanthropy and Social Development in Europe (1800–1940): The Case of the Rothschilds‹. Publikationen zur Geschichte des Fernhandels, der internationalen Arbeitsteilung und der kaufmännischen Migration im 17. bis 19. Jahrhundert, u.a.: *Les livres douaniers de l'Amirauté de Hambourg au XVIIIe siècle, une source de grande valeur encore inexploitée*, in: *Bulletin du Centre d'Histoire des espaces atlantiques*, N.F., 9. 1999, S. 93–126; *The Atlantic Coast of German Trade: German Rural Industry and Trade in the Atlantic, 1680–1840*, in: *Itinerario. European Journal of Overseas History*, 26. 2002, H. 2, S. 99–119; *Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel 1680–1830. Unternehmen und Familien in Hamburg, Cádiz und Bordeaux*, München 2004; *Were Merchants More Tolerant? ›Godless Patrons of the Jews‹ and the Decline of the Sephardi Community in Late 17th Century Hamburg*, in: David Cesarani/Gemma Romain (Hg.), *Jews and Port Cities, 1550–1990: Commerce, Community and Cosmopolitanism*, London 2005, S. 77–92; *Making Frenchmen Loyal Germans: Huguenots in Hamburg, 1685–1985*, in: Mareike König/Rainer Ohliger (Hg.), *Enlarging European Memory: Migration and Movements in Historical Perspective*, Stuttgart 2006, S. 59–69.